Zeno-Zeitung

Kreiszeitung

für den Kreis Ahaus — Gronauer Volkszeitung — Eper Volksblatt

Amtliches Organ für den Kreis Ahaus. 54. Jahrgang.

Geschäftsstelle in Gronau: Gebr. Lensing, Verlagsanstalt GmbH., Bahnhofstraße 2, Fernsprecher Nr. 260. Bankkonten: Kreis- und Stadtsparkasse Ahaus, Gewerbebank Ahaus und Städt. Sparkasse Gronau i. W. Anzeigenpreise: das 1spaltige Millimeter für die Zenozeitung 10 Pfg., für die Kreiszeitung für den Kreis Ahaus 3 Pfennig. Rabatt nach Tarif.

Verlag: Gebr. Lensing, Verlagsanstalt G. m. b. H., Zweigniederlassung Ahaus.

Erscheint täglich. Bezugspreis monatlich durch Boten 2,10 Mk., durch die Post 2,20 Mk. (ohne Bestellgeld). Schriftleitung und Geschäftsstelle in Ahaus: van-Delden-Str. 8. Telegr.-Adresse: Kreiszeitung Ahaus i. W. Fernruf Nr. 450. Postschließfach 65. Postscheck-Konto: Hannover 22 73

Nummer 311 | Sonntag, den 11. November 1934 | Jahrgang 1934

Gömbös und Mussolini.

Von unserem römischen Korrespondenten,

▲ **Rom**, 10. November.

Der ungarische Ministerpräsident Gömbös, der inzwischen nach einem eintägigen Aufenthalt auf dem Semmering bei Wien wieder nach Budapest zurückgekehrt ist, hat in den zwei Tagen seines römischen Aufenthaltes nicht viel Zeit gehabt, sich auszuruhen. Höflichkeit, diplomatische Etikette und politische Gespräche, Besuche und Empfang von Gegenbesuchen brachten anstrengende Verpflichtungen. Der Vatikan verlieh dem ungarischen Staatsmann als hohe Auszeichnung das Großkreuz des Piusordens.

Die amtliche Mitteilung über das politische Ergebnis der Besprechungen mit Mussolini entsprach den Erwartungen. Schon vor dieser Reise ist offiziell versichert worden, daß sie sich ohne besondere Sensationen und durchaus normal in den politischen und wirtschaftlichen Rahmen der römischen Dreierpakte vom letzten März einfüge, dessen Ausbau eine häufige persönliche Begegnung der beteiligten Staatsmänner und Fachleute aus Rom, Wien und Budapest selbstverständlich erscheinen lasse. Demgemäß bezieht sich auch der größte Teil jener amtlichen Mitteilung auf die Notwendigkeit und unveränderte Bereitschaft, die römischen Pakte zu pflegen, die wirtschaftlichen Beziehungen im Dreiecksverhältnis noch enger zu gestalten und die Protokolle vom letzten März nach wie vor zu den darin festgelegten Bedingungen für den Beitritt anderer Staaten offen zu halten. Der in Rom festgelegte Ausgangspunkt für eine wirtschaftliche Neuordnung des Donauraumes wird also erneut bestätigt. Auch der letzte Absatz der amtlichen Mitteilung bringt nichts grundsätzlich Neues: Die kulturellen Austauschbeziehungen zwischen Rom und Budapest sollen demnächst von den beiderseitigen Unterrichtsministern in ein festes und verträglich geregeltes System gebracht werden.

Wie so oft, ist auch in diesem Falle das, was nicht in der amtlichen Mitteilung steht, weit interessanter als ihr Inhalt. Wenn es nur ein Zufall sein mag, daß Gömbös so bald nach seinem Besuch in Warschau nach Rom gekommen ist, so ist es jedenfalls ein bedeutsamer Zufall. In Ungarn spürt man vielleicht am stärksten die Rückwirkungen der europäischen Entwicklung, die sich in den letzten Monaten abgezeichnet hat und durch das Attentat von Marseille nur scheinbar verwirrt, tatsächlich aber nicht aufgehalten, höchstens verzögert worden ist. Wenn die sehr gründlich vorbereitete italienisch-französische Verständigung zustande kommen sollte, wenn Italien in diesem Zusammenhang sein Verhältnis zu Südslawien und den beiden anderen Staaten der Kleinen Entente reguliert, dann würde in der Tat für Ungarn eine Situation heranreifen, die ernsthaft überdacht werden muß. Man hat in Budapest bisher keinen Weg gefunden, und wahrscheinlich auch nicht finden können, um mit den Staaten der Kleinen Entente, die sich sämtlich im Friedensvertrag von Trianon wesentliche Gebietesteile des ehemaligen Ungarn angegliedert und in der Frontstellung gegen Ungarn die wesentliche Kraft ihres Zusammenhalts gefunden haben, zu einer auch nur vorläufigen Verständigung zu gelangen. Der ungarische Revisionismus hat vielmehr seine Hoffnungen auf Italien gesetzt und mit dessen Hilfe seine Forderungen wachgehalten. Mit einer italienisch-französischen Annäherung werden sich natürlich die Voraussetzungen dieser Politik verschieben. Der Vorstoß des Grafen Bethlen, der schon vor Monaten darauf aufmerksam machte, daß man über dem revisionistischen Endziel nicht die praktische Sorge um das Schicksal der ungarischen Minderheiten (d. h. also doch wohl um eine Verständigung mit den Staaten, in denen diese Minderheiten leben) vergessen dürfe, hat das Gefühl für diese Möglichkeiten deutlich gemacht.

Mit der Sorge um die künftige Entwicklung der Dinge ist Gömbös in Warschau erschienen, wo er in der Trübung des polnisch-französischen Verhältnisses eine Chance zu finden hoffte. Dieselbe Sorge hat er auch wohl nach Rom mitgebracht. Er wird dabei nicht so plump vorgegangen sein, wie das „Echo de Paris" es voraussagen wollte, und Mussolini die Forderung gestellt haben, die ungarische Revisionspolitik nicht um der französisch-italienischen Annäherung willen fallen zu lassen. So grob pflegen sich diplomatische Gespräche nicht abzuwickeln. Aber daß Gömbös Sorgen hat, ist wohl nicht zu bezweifeln.

Es fragt sich, wie weit solche Sorgen berechtigt sind. Noch ist die italienisch-französische Verständigung nicht fertig, und der Termin für den römischen Besuch des französischen Außenministers, der sie zum Abschluß bringen soll, ist noch nicht festgesetzt. Aber unabhängig davon muß man sich natürlich immer wieder klar machen, was Italien, von seinen eigenen Interessen aus gesehen, als aktiver und gestaltender Faktor des europäischen Revisionismus bedeuten kann und was nicht. Die faschistische Außenpolitik ist in dieser Hinsicht voraussetzungslos wie kaum eine andere. Der Revisionismus ist ihr nicht schlechthin ein Endziel, sondern nur ein Mittel. Ein sehr wichtiges Mittel freilich, das nicht nur von taktischen Bedürfnissen, sondern auch von staatsmännischer Weitsicht bedingt wird — so wichtig schließlich, daß es auch dann nicht überholt werden kann, wenn Italien in der Verständigung mit Frankreich beträchtliche Forderungen auf der Linie seiner Endziele erfüllt sehen sollte. Mussolini macht keine Blockpolitik, die ihm seine internationale Bewegungsfreiheit und Stellung, die wesentlich nur auf Vermittlung beruhen kann, einschränken und schwächen könnte. Wenn Gömbös diese Notwendigkeiten im Auge behält und sich ihnen klug anpaßt, wird er vielleicht seine Taktik in dem von Bethlen angedeuteten Sinn ändern müssen; aber er braucht nicht zu fürchten, daß er von Italien aus isoliert wird.

MacDonald über die außenpolitischen Probleme.

Reden auf dem Lordmayor-Bankett.

DNB **London**, 10. November.

Bei dem Lordmayor-Bankett in der Guild Hall am Freitag abend brachte der Staatssekretär des Aeußeren, Sir John Simon, zunächst den Trinkspruch auf die ausländischen Botschafter und Gesandten aus. Er betonte, daß es stets Brauch gewesen sei, daß beim Lordmayor-Bankett der Premierminister selbst über die auswärtige Politik spreche.

Premierminister MacDonald führte in seiner Rede aus:

Frieden ist die Hauptforderung der Zeit. Keine Nation in der Welt ficht unsere Stellung als beständigster und zuverlässigster Arbeiter für den Frieden an. Ich freue mich, sagen zu können, daß wir im Benehmen mit Frankreich und Italien unseren Einfluß zugunsten friedlicher Verhältnisse geltend gemacht haben. Wir haben in unserer Unterstützung für den Völkerbund nicht einen Schatten breit nachgelassen. Wenn der Völkerbund auch manchmal einen Schlag erleidet und geschwächt wird, so steht er doch als Bollwerk dagegen, daß ein Urteil mit der Spitze des Schwertes gefällt wird. Ich begrüße den Eintritt der Sowjetregierung in den Völkerbund.

Wir werden weiterhin die Abwesenheit Deutschlands bedauern. Unsere Regierung wird niemals aufhören, dem deutschen Volk nachdrücklichst vor Augen zu führen, daß es sich nicht gerecht wird, indem es „allein" bleibt. Die anderen Völker werden weiterhin als Prüfstein für alle deutschen Friedenserklärungen ansehen, ob Deutschland willens ist, sich uns und den Völkerbundsberatungen anzuschließen.

Laßt uns zusammen in der Oeffentlichkeit sprechen! Laßt uns übereinkommen und zusammenwirken, um den Frieden herbeizuführen! (Beifall.)

Die Regierung hat während der allerletzten Tage mit großer Genugtuung Erklärungen erhalten, die sie offen annimmt und die in vielen Kreisen Europas die Furcht beseitigen, daß das, was eine friedliche Abstimmung im Saargebiet sein müßte, sich in ernste Unruhe verwandelt und zu einer bewaffneten Intervention zur Aufrechterhaltung der Autorität des Völkerbundes führt.

Die Zusicherungen, die veröffentlicht worden sind, müßten jetzt die verantwortlichen Behörden des Saargebietes, in deren Unparteilichkeit wir, wie es meine Pflicht ist zu erklären, volles Vertrauen haben, instand setzen, eine friedliche Entscheidung von seiten der Wähler dieses Bezirkes zu überwachen und zu registrieren.

MacDonald fuhr fort: Anfang dieses Jahres hatten wir eine sehr kritische österreichische Lage, die, wenn sie schlimmer geworden wäre, sich kaum auf die Grenzen Oesterreichs beschränkt hätte. Das Zusammenwirken Großbritanniens, Frankreichs und Italiens konnte bis jetzt ihre drohendsten Folgen beseitigen, obgleich ein Blutfleck in dem bereits befleckten Buch der Geschichte zurückbleibt. In jüngster Zeit hat die gemeine Ermordung des Königs von Südslawien und des französischen Außenministers Barthou wieder eine Flamme neben einem so entzündbaren Stoff entfacht, daß wir es bei der dadurch erzeugten Hitze fast knistern hörten. Wieder haben die Erklärungen Simons in Northampton, begleitet von amtlichen Vorstellungen in der Downingstreet bei den interessierten Mächten, Europa instand gesetzt, über die gefährlichen Augenblicke in Sicherheit hinwegzukommen. Seien

die Regierungen versichert, diese britische Friedenspolitik wird fortgesetzt werden, solange diese Regierung dauert.

Wir haben, erklärte MacDonald weiter, einen Punkt erreicht, wo große Nationen mehr Berücksichtigung fordern und wo andere Nationen infolgedessen sich nicht genügend in Sicherheit zu fühlen beginnen. Wir dürfen weder pessimistisch noch nervös sein.

Ein kluger und gutunterrichteter europäischer politischer Führer erklärte mir während der Tage, in denen der Vertrag von Versailles unterzeichnet wurde: „Die Männer, die ich nicht beneide, sind die, die in 20 Jahren europäische Angelegenheiten leiten werden."

Viele Leute, so erklärte MacDonald, haben seit langem ein schlechtes Wetter kommen sehen. Was wir voraussehen können, können wir vor dem Schlimmsten bewahren. Darin liegt die Hoffnung der augenblicklichen Lage. Die Außenpolitik der Regierung ist weiterhin geleitet durch den Glauben an die Durchführbarkeit einer Festigung der großen auf der Grundlage gesunden Menschenverstandes verfolgten Friedenspolitik.

MacDonald gab dann seiner Enttäuschung über die Abrüstungskonferenz Ausdruck. Nach einem kurzen Ueberblick über die Entwicklung dieser Konferenz fuhr er fort:

Das Vertrauen, auf dem allein eine Abrüstungsvereinbarung begründet werden kann, ist erschüttert, und heute ist die Aussicht nicht so gut, wie viele von uns geglaubt und erhofft hatten. Aber

die britische Regierung wird fortfahren, nicht nur zu versuchen, einige sehr nützliche Gewinne zu wahren, sondern Vereinbarungen herbeizuführen auf Wegen, die ihr weiterhin offenstehen, selbst wenn die Abrüstungskonferenz selbst nicht tagt.

Wir haben immer noch den Völkerbund, immer noch den Völkerbundsrat, und es wird weiterhin Gelegenheiten für friedliche Länder geben, um ihren Einfluß auf die gesamte Welt auszuüben. Unsere Regierung wird jede Gelegenheit, die sich ihr bietet, ergreifen. Das Bestehen des Völkerbundes legt uns gewisse Verantwortlichkeiten auf. Sie sind alle der Oeffentlichkeit dargelegt.

Alles ist unternommen worden, um den Frieden selbst zu wahren. Diese Verpflichtungen werden erfüllt werden, denn andernfalls würde die Kriegsgefahr nur erhöht statt vermindert werden. Glauben Sie mir bitte, daß die Regierung entschlossen ist, diese Verpflichtungen nicht in mutwilliger Weise zu vermehren und sicher nicht ohne Kenntnis und Zustimmung des Parlaments. Es schweben ihr keine weiteren derartigen Lasten vor.

Ueber die augenblicklich stattfindenden Flottenverhandlungen sagte MacDonald:

Japan, die Vereinigten Staaten und wir wünschen eine Vereinbarung, die nicht die Sicherheit irgend eines von uns gefährdet und uns nicht der Macht zur Verteidigung, die wir aufrecht erhalten müssen, beraubt. Ich spreche von uns dreien, weil wir drei verhandeln. Aber ich denke ebenso an Frankreich, Italien und andere Flottenmächte. Ein Flotteneinvernehmen zwischen den Flottenmächten, das uns vor zwecklosen und übermäßigen Bauten schützt und uns ermöglicht, uns sowohl in unserer Sicherheit als auch in unserer Verteidigung glücklich zu fühlen, wird einer der augenblicklichsten Meilensteine auf dem Wege des Friedens sein, den unsere Generation unter den bestehenden Umständen zu errichten hoffen kann. Inzwischen müssen wir Schritte tun, um sicherzustellen, daß, wenn wir einem Angriff gegenüberstehen, wir wenigstens in der Lage sind, uns zu verteidigen. (Beifall). Während wir uns mit Versuchen beschäftigen, internationale Vereinbarungen zur Herabsetzung des Rüstungsstandes zu erreichen, übernehmen wir absichtlich das Risiko, dem übrigen Teil der Welt ein Beispiel in der Abrüstung zu geben. Wir waren entschlossen, nichts zu tun, was unsere Arbeit in Genf behindern würde, obgleich die Aufrüstung anderer Mächte, sowohl die offen zugegebene als auch die nicht der Oeffentlichkeit mitgeteilte, uns berechtigt hätte, unsere eigenen Rüstungen zu erhöhen.

MacDonald gab bekannt, daß die britische Regierung vor kurzem eine Untersuchung ihrer Hilfsquellen zur Verteidigung Großbritanniens und des britischen Reiches beendet hat. Unsere Erfahrung, so erklärte er, hat uns gelehrt, daß in der augenblicklichen Geistesverfassung der Welt ein Vorbild von Abrüstung nicht ein wirksamer Schritt ist, um die Rüstungen zu vermindern oder das internationale Vertrauen zu erhöhen und so den Frieden zu stärken. Unter manchen Umständen kann dadurch sogar ein Verteidiger zu einem Angriff gereizt werden.

Ich glaube von ganzem Herzen, daß das beste und letzte Wort in der Sicherheit ein internationales Abkommen über Stufen nationaler Rüstungen ist, und je geringer die vereinbarten Stufen sind, umso größer wird die Sicherheit der Nation sein.

Aber wenn eine solche Vereinbarung abgelehnt wird, so müssen wir unseren Verteidigungserfordernissen nach-



Totenehrung an der Feldherrnhalle in München.

Am Freitagmittag fand an der Feldherrnhalle in München eine Ehrung der toten Helden der Bewegung statt, bei der der Führer das Wort ergriff. Außerdem sprachen der Stellvertreter des Führers, Rudolf Heß, und der Reichsjugendführer Baldur v. Schirach. Im Anschluß an die Rede des Reichsjugendführers (unser Bild zeigt ihn rechts während seiner Rede) fand die feierliche Vereidigung von 200 Mitgliedern der Hitlerjugend und des BDM statt. Links sieht man den Führer.

Das Fest der Wiedergeburt des polnischen Staates.

Am 11. November feiert Polen die 16. Wiederkehr des Festes der Wiedergeburt des polnischen Staates. 123 Jahre war Polen aus den Geschichtsbüchern und Atlanten gestrichen. In der Zeit, wo in Mittel- und Westeuropa in den national-geeinigten Staaten die Entwicklung zur Industrie mit ungeheuren Schritten voranging, war Polen in drei Teile zerrissen und unfähig, eine einheitliche nationale Wirtschaft aufzubauen.

Der Weltkrieg brachte den Polen Erlösung. Am 11. November 1918 kehrte Josef Pilsudski, der Kommandant der polnischen Legionen des Weltkrieges, aus der Internierung in der Festung Magdeburg, nach Warschau zurück, wo er das Amt eines Staatsoberhauptes der Republik Polen übernahm. Damit war nach mehr als einem Jahrhundert der Unfreiheit die nationale Unabhängigkeit und Einheit des polnischen Volkes wieder begründet. Die ersten Lebensjahre der Republik Polen dienten naturgemäß dazu, ihr einen Platz auf der veränderten europäischen Landkarte zu sichern. Der Krieg, der für die westlichen Staaten 1918 beendet war, dauerte für die junge Republik bis Ende 1920 fort. Erst dann konnte Polen an seinen Aufbau gehen, und der objektive Beurteiler muß gestehen, daß das polnische Volk trotz der ungemein schwierigen Verhältnisse in den ersten Jahren des Friedens, durch seinen nationalen Wiederaufbau eine große Leistung vollbracht hat.

Das polnische Reich ist heute ein wichtiger Faktor der europäischen Ordnung geworden, der sich nach jeder Richtung hin Achtung und Einfluß verschafft hat. Seine heutige Stellung verdankt es nicht nur einer günstigen internationalen Konstellation, sondern auch der zähen und opferreichen Arbeit seines Volkes.

Im Frühjahr dieses Jahres ist der deutsch-polnische Verständigungspakt in Kraft getreten. Bis zum Jahre 1944 sind Deutschland und Polen danach verpflichtet, alle Streitigkeiten auf friedlichem Wege, und zwar durch unmittelbare Verhandlungen auszutragen. Damit wurde die Hochspannung an einer Stelle Europas ausgeschaltet, wo man seit dem Kriege ständig neue Verwicklungen fürchtete. Dieser Pakt ist für den Frieden Europas von höchster Wichtigkeit. Deutsche und Polen, die seit Jahrhunderten nebeneinander, und in vielen Gegenden miteinander vermischt leben, sind aufeinander angewiesen. In beiden Ländern begrüßt man es heute, daß die politische Entwicklung dieses Jahres nach anderthalb Jahrzehnten des Mißverstehens und der Gegensätzlichkeit in kurzer Zeit zu einem nutzbringenden, friedlichen Verhältnis geführt hat.

kommen, jedoch in einer Weise, die das nicht aggressive Ziel Englands außer Zweifel stellt.

Die große Rede des britischen Premierministers gewinnt besondere Bedeutung durch die Tatsache, daß Mac Donald, was bei ihm sehr selten ist, seine Rede vom Manuskript ablas. Daraus geht hervor, daß es sich um eine wohlüberlegte Erklärung handelt.

Nach MacDonald sprach der Staatssekretär für Luftfahrt, Lord Londonderry. Er betonte, daß die letzten 12 Monate, statt eine entscheidende Besserung in der Weltlage herbeizuführen, eine Verschlechterung der internationalen Lage gezeigt hätten.

Die Abrüstungskonferenz sei nicht fähig gewesen, Ergebnisse zu zeitigen, die den Erwartungen entsprachen.



Frankreichs neuer Kriegsminister.

Der französische Ministerpräsident Flandin hat sein Kabinett gebildet und versichert, „daß der Burgfrieden fortdauert". Sein Kriegsminister wurde an Stelle des Marschalls Pétain der frühere Generalinspekteur der Artillerie, General Maurin, der als einer der fähigsten Generalstabsoffiziere Frankreichs gilt und besonders die Motorisierung der Armee durchgeführt hat.

Die britische Regierung arbeite weiter auf eine vereinbarte Beschränkung und Verminderung der Rüstungen als den praktischsten Weg zur Beseitigung der Kriegsgefahr hin.

Das britische Reich habe durch Kriege alles zu verlieren und nichts zu gewinnen.

Die ganze Welt wisse: Keine Rüstung, die England für seine Verteidigung schaffe, würde je von dem übrigen Teil der Welt als Bedrohung des Weltfriedens angesehen werden. Unter den unbefriedigenden Verhältnissen von heute würde sie eher die Sache des Friedens fördern, denn sie würde zur Schaffung eines allgemeinen Gefühls der Sicherheit beitragen und sehr das verhängnisvolle Fieber des Argwohns sowie die internationale Spannung, deren Symptome im Ausland leider von neuem zutage treten, vermindern. Die Vergrößerung der Luftstreitkräfte Englands verfolge keine Angriffszwecke. Diese Politik enthalte nichts, was unvereinbar sei mit den Vorschlägen des britischen Konventionsentwurfes, den die Abrüstungskonferenz selbst als Grundlage für ihre künftige Konvention angenommen habe.

Auf dem Festbankett waren in diesem Jahre etwa 800 Gäste anwesend. Man bemerkte unter ihnen außer den Mitgliedern des Kabinetts das gesamte diplomatische Korps, hohe Führer der Armee, Marine und der Luftstreitkräfte und Vertreter der Kirche.

Die Besprechungen Gömbös' in Wien

DNB **Wien**, 9. November.

Die Anwesenheit des Ministerpräsidenten Gömbös auf dem Semmering gab der österreichischen Bundesregierung Gelegenheit zu einem großen politischen Treffen. Freitag vormittag um 11 Uhr trafen auf dem Semmering der Bundesminister für Auswärtiges Freiherr von Berger-Waldenegg, Vizekanzler Fürst Starhemberg und der ungarische Gesandte Baron Apor ein, nachdem Bundeskanzler Dr. Schuschnigg und der ungarische Ackerbauminister Kallay schon Donnerstag abend dorthin gereist waren. Freitag früh hat sich Ministerpräsident Gömbös nach dem steirischen Ort Neuberg begeben, um einen Bekannten zu besuchen, und kam dann ebenfalls um 11 Uhr auf den Semmering zurück. Die Staatsmänner zogen sich dann sofort zu einer Beratung in den von den Gästen geräumten Salon des Semmering-Kurhauses zurück. Ueber die Beratungen liegt geheimnisvolles Dunkel gebreitet. Die Wiener Blätter durften nicht einmal die Nachricht bringen, daß Ministerpräsident Gömbös auf dem Semmering abgestiegen sei. Man vermutet aber wohl mit Recht, daß diese Verhandlungen rein politische Fragen betreffen und nicht wirtschaftlichen Angelegenheiten gewidmet sind, da es auffällt, daß der österreichische Handelsminister Stockinger, der Donnerstag mit dem Ackerbauminister Kallay unterhandelte, nicht auf den Semmering gefahren ist. Die Vermutung liegt nahe, daß im Mittelpunkt dieser Verhandlungen die römischen Besprechungen und die bei dem Besuch von Gömbös in Rom aufgeworfenen Probleme stehen.

Ein „Putschplan" im englischen Oberhaus.

£ **London**, 9. November.

Das vom Unterhaus angenommene „Gesetz über Aufreizung zur Treulosigkeit" oder, wie es in der Presse kurzweg genannt wird, das „Aufruhrgesetz" liegt gegenwärtig dem Oberhause vor. Bei der gestrigen Aussprache suchte Lord Allen of Hurtwood (Nationale Arbeiterpartei) die Notwendigkeit der Vorlage besonders herauszustreichen. Er sagte, er habe von maßgebender Seite Mitteilungen über eine „Art Bewegung" in England erhalten, die beabsichtige, sich der britischen Rundfunkgesellschaft zu bemächtigen und einen Staatsstreich nach der Art des Wiener Putsches auszuführen. Lord Allen weigerte sich, mitzuteilen, ob es sich um einen Putsch der äußersten Rechten oder der äußersten Linken handeln sollte. Er sagte, nur an der Richtigkeit der Nachricht könne nicht gezweifelt werden, da eine Gruppe von Leuten gemeinsam Pläne erörtert habe, wie man sich Zugang zu dem Gebäude der Rundfunkgesellschaft verschaffen und sich der technischen Geräte bemächtigen könne, um im Falle eines Staatsstreiches völlig vorbereitet zu sein.

Die Arbeitervertreter bekämpften mit Unterstützung einiger Liberaler jeden einzelnen Satz der Vorlage. Zehn oppositionelle Peers standen 60 ministeriellen Peers gegenüber, und zogen die Erörterung beinahe endlos hin. Erst um 5,12 Uhr morgens MEZ vertagte sich das Oberhaus nach 12stündiger Sitzung. Es wird geglaubt, daß dies die längste Sitzung des Hauses seit 1887 war, wo die Frage der Selbstverwaltung für Irland erörtert wurde.

Ein neuer Knox-Bericht an den Völkerbundsrat.

Die angebliche Tätigkeit der Deutschen Front.

DNB **Genf**, 10. November.

Das Völkerbundssekretariat veröffentlicht einen Bericht der Regierungskommission des Saargebiets an den Völkerbundsrat über die angebliche Tätigkeit der Deutschen Front im Saargebiet. Der Bericht ist 26 Seiten lang. In ihm wird der Versuch gemacht, nachzuweisen, daß die Deutsche Front nichts anderes als eine Fortsetzung der nationalsozialistischen Partei sei. Sodann werden die angeblichen Beziehungen zwischen der Deutschen Front und den Beamten im Saargebiet, sowie die Beziehungen, die angeblich zwischen der Deutschen Front und der Reichsregierung sowie den Reichsbehörden bestehen sollen, geschildert. In einem Begleitschreiben bemerkt Präsident Knox, daß es sich bei dem Bericht um ergänzende Mitteilungen zu den am 3. und 17. August übermittelten vorläufigen Ergebnissen der Haussuchung in den Räumen des Freiwilligen Arbeitsdienstes handele.

Die Regierungskommission, sagt Knox weiter, halte es für ihre Pflicht, den Rat über gewisse beunruhigende Seiten der Tätigkeit der Deutschen Front zu berichten. Sie sei dabei weit entfernt, alle im Saargebiet begangenen illegalen Akte auf das Konto der Deutschen Front zu buchen. Ihre Gegner hätten auch oft die öffentliche Ruhe gestört und die Regierungskommission habe nicht verfehlt, die Unruhestifter, wer sie auch immer seien, mit der ganzen Strenge des Gesetzes zu verfolgen.

Knox muß dann feststellen, daß das saarländische Mitglied der Regierungskommission, Koßmann, sich gegen den Bericht ausgesprochen hat. Koßmann habe ausdrücklich erklärt, er sehe in der Tätigkeit der Deutschen Front keine Gefahr für die in einem Abstimmungsgebiet notwendige Ordnung.

Er könne seine Einwilligung zur Uebersendung eines Berichtes über die Deutsche Front nur dann geben, wenn, in Verbindung mit einer vollständigen Beurteilung der allgemeinen Lage, ein Bericht auch über die anderen an der Abstimmung interessierten Parteien vorgelegt werde. Die übrigen Mitglieder der Kommission hätten, so bemerkt Knox, darauf erwidert, daß die Kommission niemals versäumt habe bei Vorliegen gesetzmäßiger Gründe auch Haussuchungen bei anderen Parteien vorzunehmen. Hätte man dabei ähnliche Dokumente gefunden, so hätte man ebenfalls einen entsprechenden Bericht an den Rat gesandt.

Das erste Kapitel des Berichtes trägt die Ueberschrift: „Die Deutsche Front ist die Fortsetzung der nationalsozialistischen Partei im Saargebiet". Dies sei durch die bei der Haussuchung gefundenen Schriftstücke festgestellt worden. Dafür gebe es unzählige Beweise. So habe Regierungsrat Watermann aus Köln bei der Gründung der Deutschen Front an Pierro geschrieben, er teile mit, daß das Vermögen der NSDAP in Höhe von ungefähr 1 500 000 Franken, das von der Deutschen Front übernommen worden sei, vor allem dazu verwendet werden solle, für alle Propogandabedürfnisse der Deutschen Front zu dienen.

Ebenso sei die Hilfskasse, eine ausgesprochen nationalsozialistische Einrichtung unter dem neuen Regime, aufrechterhalten worden. Ferner gehe aus den Schriftstücken, die sich mit dem Arbeitsdienst, der HJ oder dem Siedlungswesen befassen, deutlich hervor, daß es sich hier um Organe der NSDAP handele. Im übrigen bestehe eine völlige Kontinuität zwischen der Geschäftsführung der NSDAP und der Deutschen Front.

Ein weiteres Kapitel behandelt die „Organisation der Deutschen Front", die, wie Knox behauptet, vollständig die Organisation der NSDAP beibehalten habe. Die Abteilung „Ordnungsdienst" richte sich ebenfalls nach dem allgemeinen Schema der Partei und werde von zwei früheren Führern der SS und der SA geleitet. Die ganze Organisation sei auf dem Führerprinzip aufgebaut. Zum Schluß werden hier noch einige andere angebliche Scheinorganisationen, wie der Trutzbund für wirtschaftliche Gerechtigkeit angeführt.

Ein anderes Kapitel behandelt den angeblichen Druck der Deutschen Front auf die deutsche Bevölkerung. Diese sei durch die Blockwarte zum Eintritt in die Deutsche Front aufgefordert worden. Ein „Druck" hinsichtlich der Beflaggung der Häuser sei sowohl früher als auch kürzlich ausgeübt worden. Auch könne man „Drohungen" für die Zeit nach 1935 feststellen. In vielen Fällen seien auch Einzelpersonen durch die Zeitung oder durch den deutschen Rundfunk gewissermaßen geächtet worden.

Auch hätten die Boykottmethoden einen außerordentlichen Umfang angenommen. Ferner könnten viele Beweise beigebracht werden über die zwangsweise Gleichschaltung der Vereine im Saargebiet. So sei „auf Befehl von Berlin" der Vorsitzende der Vereinigung der Schachspieler im Saargebiet abgesetzt worden. Der Bericht behauptet, daß der Reichspropagandaminister dabei persönlich eingegriffen habe. Die Deutsche Front arbeite auch durch Anzeigen bei den deutschen Behörden, sobald Bewohner des Saargebietes die Reichsgrenze überschritten. Das ganze Saargebiet sei durch den Ordnungsdienst mit einem dichten Netz überzogen. Er sei einige tausend Personen stark, darunter 1500 Frauen. Er überwache auch den Gegner, Demonstrationen, stelle Mißbräuche fest usw. Der Bericht will nachweisen, daß Mitglieder des Ordnungsdienstes ganz besonders ausgebildet würden. Zu erwähnen sei auch die „Eiserne Brigade Spaniol", die insbesondere in der Gegend von Saarlouis anzutreffen sei. Die von der Regierungskommission aufgelöste Organisation bestehe noch fort.

Ein weiteres Kapitel wirft der Deutschen Front vor, sie spioniere die politischen Parteien und die Behörden aus. In den Archiven der Deutschen Front finde man, so behauptet die Regierungskommission, eine große Zahl von gestohlenen Dokumenten.

Als besonders schwerwiegend erscheinen dem Verfasser des Berichtes Aktenstücke, aus denen hervorgehen soll, daß in einigen Gebieten der Saar die Namen der Abonnenten der „Neuen Saarpost", der „Volksstimme" und der „Arbeiterzeitung" sowie die politische Haltung des Klerus festgestellt worden sei.

Weiter sei die Zusammenarbeit zwischen der Deutschen Front und der Beamtenschaft im Saargebiet in einer großen Zahl von Fällen bewiesen. Man habe die Beamten veranlaßt, entweder in illegaler Weise Nachrichten oder Dokumente der Deutschen Front zu übermitteln, oder sich in der Weise in den Dienst der Deutschen Front zu stellen, daß diese in mancher Hinsicht die Rolle einer Geheimregierung habe spielen können. In langen Ausführungen werden dann Berichte über die Reisen von Saarkindern ins Reich wiedergegeben in der Absicht, hier Unstimmigkeiten festzustellen.

Ein sehr ausführliches Schlußkapitel bezieht sich auf angebliche Beziehungen zwischen der Deutschen Front und der Reichsregierung und den Reichsbehörden. Tatsächlich habe die Reichsregierung sehr häufig im Saargebiet eingegriffen. So sei der Sturz von Spaniol und die Ernennung Pirros in Berlin entschieden worden.

Es könne bewiesen werden, so behauptet der Bericht der Regierungskommission, daß die Deutsche Front der Reichsregierung unterstellt sei. Hunderte von Briefen seien in Saarbrücken gefunden worden, die von Ministerien oder anderen offiziellen deutschen Stellen ausgingen. Der Bericht befaßt sich besonders mit dem Regierungsrat Watermann, der in einem Briefe als Saarvertrauensmann bezeichnet worden sei. Alle großen Kundgebungen im Saargebiet seien im Reich organisiert worden, ebenso das Abstimmungsbüro der Deutschen Front. Eine gewisse Stelle in Saarbrücken habe den Auftrag, jeden Monat 100 000 RM für das Saargebiet zu transferieren. Die Einmischungen Watermanns in die saarländische Politik seien zahllos. Er überwache auch die katholischen Priester des Saargebiets. Der Präsident der Eisenbahndirektion von Trier sei von der deutschen Regierung zum Eisenbahnkommissar für die Eingliederung der Saar in das Reich ernannt worden.

Schließlich hätten die deutschen Behörden deutsche Beamte, die im Saargebiet verabschiedet worden seien, befördert, was als ein Druckmittel der Reichsregierung angesehen werden müsse.

Der „fahrende Sarg" der Tommies.

England baut „Kriechtanks" für die Infanterie.

£ **London**, im November.

Die englische Infanterie hat eine neue, höchst seltsame Angriffswaffe erhalten, von der sich die militärischen Sachverständigen wahre Wunderdinge versprechen. Es ist eine Art von vereinfachten, offenem Einmann-Tank, dem Aussehen nach ein niedriger, gepanzerter Kasten auf Rädern. Er ist knapp zwei Meter lang, weniger als ein Meter breit und wenig über einen halben Meter hoch. Nach seinem eigentümlichen Aussehen hat der neue „Kriechtank", wie er offiziell benannt wird, von den Tommies den humoristischen Beinamen „fahrender Sarg" bekommen. Ein 4 PS-Motor verleiht dem Kriechtank, der nur einen Mann als Besatzung aufnimmt, eine beträchtliche Geschwindigkeit.

Der „fahrende Sarg" soll in einem zukünftigen Krieg der englischen Infanterie eine nie erreichte Aktionskraft verleihen. Er wurde geschaffen unter dem Eindruck der Erfahrung, daß ganze angreifende Regimenter von wenigen Maschinengewehren erbarmungslos niedergemäht werden können. Der primitive Einmann-Tank, der in Hunderttausenden von Exemplaren hergestellt werden soll, wird den Angreifer gegen den Hagel der Maschinengewehrkugeln schützen. Infolge seiner geringen Höhe ist er ein bedeutend schlechteres Ziel als ein laufender Mann, zudem wird die gepanzerte Vorderfront, auch dem stärksten Maschinengewehrfeuer Widerstand leisten. Der Soldat, der ausgestreckt auf der rollenden Plattform liegt, hat natürlich auch seinerseits die Möglichkeit zu feuern.

Um die Kampfkraft der künftigen „Kriechtank-Regimenter" noch zu erhöhen, wird ein Teil der Tanks mit leichten Maschinengewehren ausgerüstet werden. Sie erhalten dann eine Besatzung von zwei Mann, von denen der eine das Maschinengewehr bedient und der andere das Fahrzeug lenkt. Während der Fahrt auf der Landstraße sitzt der Infanterist aufrecht in seinem Tank und erst wenn er in das Angriffsgelände kommt, verschwindet er hinter der Frontwand.

Die seit Jahren von den Militärs aller Länder debattierte Frage des Einmann-Tanks hat durch die englische Erfindung eine ganz neuartige und beachtenswerte Lösung gefunden. Gegen die Verwendung großer Tanks als Infanterie-Hilfswaffe waren schon immer schwerwiegende Einwendungen erhoben worden. Der schwere Tank ist ein hervorragendes Ziel für feindliche Abwehrgeschütze, er ist verhältnismäßig schwerfällig und zum Transport größerer Truppenteile nicht geeignet.

Der offene Kriechtank dagegen würde der Infanterie eine bedeutend größere Beweglichkeit geben. Da er auch auf der Landstraße zu verwenden ist, könnte er auch als schnelles Transportmittel für ganze Verbände dienen. Die Frage ist allerdings, ob das verhältnismäßig primitive Fahrzeug eine so hohe Geländegängigkeit besitzt, wie sie zum Angriff in unwegsame Gelände erforderlich ist. Auf alle Fälle ist die englische Erfindung ein interessanter Versuch, das gesamte Kriegswesen auf technische Grundlagen zu stellen.

700 Todesopfer bei einem Orkan

DNB **Söul**, 10. November.

Bei einem Orkan auf der Höhe von Kalnoe sollen 700 koreanische Fischer umgekommen sein.

Schwere Explosion in einem japanischen Bergwerk.

DNB **Tokio**, 10. November.

In einem Kohlenbergwerk bei Hokkaido kam es zu einer Explosion. 37 Bergleute wurden getötet, 107 verschüttet, aber dank schneller Hilfe gerettet. Fünf werden noch vermißt.

Vierköpfige Familie geht in den Tod

DNB **Leipzig**, 10. November.

Am Freitag gegen 14 Uhr wurden in Leipzig-Plagwitz der 40 Jahre alte Alfred Benndorf, seine Frau und seine beiden Kinder — ein elfjähriger Junge und ein 13jähriges Mädchen — gasvergiftet tot aufgefunden. Benndorf ist angeblich am Dienstag fristlos entlassen worden. Nach den polizeilichen Ermittlungen sind die beiden Eheleute in vollstem Einverständnis aus dem Leben geschieden. Die Kinder scheinen im Schlafe vom Tode überrascht worden zu sein.



Das größte Ei der Welt.

Am 14. November wird in London der wissenschaftliche Nachlaß eines Ornithologen versteigert. Als Sensation der Versteigerung wird das größte Ei der Welt zum Vorschein kommen. Es ist ein Ei der Aepyornis, eines ausgestorbenen Riesenlaufvogels aus Madagaskar. Hier sieht man das Riesenei beim Vergleich mit einem gewöhnlichen Hühnerei.

Die Feier des 9. November in der Reichshauptstadt.

DNB. **Berlin**, 9. November.

In würdiger Form gedachte auch die Reichshauptstadt der Toten der Bewegung. Starben doch annähernd 50 deutsche Freiheitskämpfer in den Jahren 1925 bis 1933 für Adolf Hitler, unter ihnen auch fünf blühende junge Menschen, die in den Reihen der Hitler-Jugend im Kampf um Deutschlands Zukunft fielen. Selbst eine aus dem Bunde Deutscher Mädel hatte in den kampfreichen Tagen des Jahres 1932 ihr Leben hingeben müssen.

Der Luisenstädtische Friedhof birgt wohl die meisten gefallenen Nationalsozialisten. Hier liegen allein ihrer 15. Anziehungspunkt für viele Tausende ist wiederum der Nicolai-Friedhof. Dort liegt Horst Wessel, neben ihm sein Bruder Werner, der im SA-Dienst durch einen Unglücksfall sein Leben lassen mußte. Schon in den frühen Morgenstunden marschierten bei regnerischem, naßkaltem Wetter die Abordnungen der Stürme und Banne mit großen Kranzgebinden zu den Gräbern.

Am Ehrenmal Unter den Linden war ebenfalls eine Ehrenwache aufgezogen. Denn dieser Tag galt gleichermaßen auch dem Gedenken an die Toten des Weltkrieges.

Den Höhepunkt der Veranstaltungen der Berliner Bewegung bildete am Freitag abend eine große Totengedenkfeier im Sportpalast, der ein Vorbeimarsch am Ehrenmal Unter den Linden und eine Kranzniederlegung vorausging.

Bei der Weihestunde im Sportpalast, bei der 600 Hitlerjungen in die SA und SS aufgenommen wurden, nahm auch der Chef des Stabes, Viktor Lutze, das Wort und führte u. a. aus: Ich habe in meinem Leben aus eigener Anschauung zwei Kategorien Helden kennengelernt: Als ersten den alten Reservemann und Landwehrmann, der Frau und Kind zu Hause ließ und seine Pflicht an der Front erfüllte, um die Grenzen freizuhalten. Dieser Mann, der, ohne Aussicht, etwas zu werden oder etwas zu verdienen, seine Pflicht tat, ist für mich der Held des Weltkrieges. Wenn ich eine Parallele ziehe, sehe ich den SA-Mann, wie er in den ersten Jahren des Kampfes lebte, marschierte, die Straße frei machte und alles tat, ohne etwas zu verdienen, und keine Aussicht hatte, etwas zu werden. Das ist für mich der Held des Freiheitskampfes um Deutschland. Sein Handeln wirkte am besten im Sinne unserer Toten, die uns zurufen: „Klagt nicht, kämpft!" Wir wollen den Ruf unserer Toten heute erneut zum Schwur machen und dieser Schwur ist die Parole, die der Führer uns selbst gegeben hat, immer entschlossen, zu handeln, immer bereit, wenn notwendig, zu sterben, aber nie zu kapitulieren.

Zu einem weihevollen Abschluß des Trauertages der nationalsozialistischen Bewegung gestaltete sich der feierliche Zapfenstreich am Ehrendenkmal für die Berliner Gefallenen am Fehrbelliner Platz, zu dem die Teilnehmer der Totengedenkfeier im Sportpalast in geschlossenem Zuge aufmarschierten.

Kurz nach 10 Uhr kündeten Marschmusikklänge das Herannahen der Kolonnen an. Rings um das Mal werden Fackeln angezündet, und Formation auf Formation, Fahne auf Fahne trat heran. Der Chef des Stabes, Lutze, erwies den Gefallenen eine stumme Ehrenbezeugung. Dann senkten sich die Fahnen. Der Musikzug spielte den Zapfenstreich. Zehntausende Menschen harrten in schweigender Ergriffenheit.

Das Deutschland- und das Horst-Wessel-Lied bildeten den Ausklang der Feier.

Gegen ½12 Uhr trafen die ersten Kolonnen, vom Fehrbelliner Platz kommend, auf dem Wittenberg-Platz ein, wo der Chef des Stabes, im Auto stehend, den Vorbeimarsch abnahm, der kurz vor Mitternacht beendet war.

Vereidigung der Leibstandarte.

:: **München**, 10. November.

Um Mitternacht fand auf dem historischen Odeonplatz angesichts der Feldherrnhalle und jener Stätte, die das Blut der ersten Märtyrer der nationalsozialistischen Bewegung färbte, die Vereidigung des Nachwuchses 1934 der SS-Leibstandarte Adolf Hitler und neun in die SS versetzter Angehöriger der Reichsführung SS statt. Um Mitternacht erstrahlte der Platz im Lichte der Scheinwerfer. Aus den Pfannen auf den schwarzen Pylonen, die den Platz umsäumen, loderten rot die Opferfeuer. Die aus einer Opferschale in der Feldherrnhalle empor züngelnden Flammen schufen herrliche Reflexe. Auf dem Platz standen in Blocks gegliedert die zu vereidigenden Angetretenen. Vor der Feldherrnhalle waren zwei Ehrenstürme aufmarschiert. In der Halle selbst sah man viele der alten Kämpfer vom 9. November 1923 und fast alle führenden Männer der nationalsozialistischen Bewegung.

Punkt 12 Uhr schritt der Führer mit seiner Begleitung aus dem Hofe der Residenz auf den Platz hinaus, begrüßt und geleitet vom Reichsführer SS, Himmler. Das Niederländische Dankgebet ertönte. Obergruppenführer Josef Dietrich meldete die Leibstandarte. Dann sprach der Stellvertreter des Führers, Rudolf Heß die Eidesformel vor und Satzteil für Satzteil wurde mit gestreckter Schwurhand nachgesprochen. Der Choral von Leuthen schloß sich an. Dann ergriff der Führer das Wort zu einer kurzen eindringlichen Ansprache, in der er Bedeutung und Ernst der Stunde klarmachte, um sodann Glied für Glied der Formationen abzuschreiten. Danach verließ er den Platz und die Formationen rückten in ihre Quartiere ab.

Aus dem Kreise Ahaus

Aus der Stadt Ahaus

Ahaus, den 11. November 1934.

Den Gefallenen zum Gedächtnis

Die Heldengedenkfeier in Ahaus.

Eine eindrucksvolle Gedächtnisfeier zu Ehren der gefallenen Kämpfer der Bewegung und der toten Helden des Weltkrieges veranstaltete an dem historischen Gedenktag die Ortsgruppe Ahaus der NSDAP. Das Aufziehen der Ehrenwache am neuen Kriegerdenkmal und auf dem Friedhof und das Hissen der trauerumflorten Fahnen kündeten schon am Morgen einen Tag von besonders ernster Bedeutung an. Am Abend versammelten sich unter Anführung der Sturmbannkapelle die SA. und verwandte Formationen auf dem Schlageterplatz und marschierten zum Einholen der Wache zum Horst-Wessel-Platz am Rathaus und von dort zur Tonhalle, wo eine erhebende Weihestunde stattfand. Besonders die Bühne, auf der die Wache Aufstellung nahm, war dem Sinn des Tages entsprechend geschmückt, über 2 lodernden Flammen befanden sich auf schwarzem Hintergrund die Bilder Schlageters und Horst Wessel's. Nach einem einstimmenden Trauermarsch der Sturmbankapelle und einem Prolog, vorgetragen von einem Hitlerjungen, ergriff Ortsgruppenleiter Brüning das Wort und stellte die Tage des 9. November 1918 und des 9. November 1923, 2 Tage deutschen Schicksals, gegenüber. Während die Namen der 16 Gefallenen von der Münchener Feldherrnhalle verlesen wurden, spielte das Harmonium das Lied vom guten Kameraden. Als die beiden in der deutschen Geschichte leuchtenden Namen Schlageter und Horst Wessel genannt wurden, begleiteten Gedichtvorträge von Hitlerjungen die ehrenden und gedenkenden Worte des Redners. Dieser sprach weiter von dem Kampf und Aufstieg der Bewegung und der Opfer, die der heroische Kampf Hitlers zur Gestaltung deutschen Schicksals gefordert hat. Die Gedächtnisrede des Ortsgruppenleiters fand ihren Ausklang mit dem gemeinsamen Gesang der Nationalhymnen, einem Gedichtvortrag des Redners und einem Sprechchor der HJ. Dann folgte der Fahnenausmarsch und die Formationen rückten geschlossen zu ihren Anmarschpunkten zurück. Eine erhebende Gedenkfeier hatte damit ihr Ende gefunden.

Der Landesarbeitsamtspräsident in Ahaus

Am Donnerstag und Freitag dieser Woche weilte der Präsident des Landesarbeitsamtes Westfalen, Gärtner, in Ahaus. Vor einigen Wochen bereits statteten, wie wir schon berichteten, der Präsident der Reichsanstalt für Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung Geh.-Rat Dr. Syrup in Begleitung des Präsidenten Gärtner dem Arbeitsamt Ahaus einen Besuch ab, der jedoch nur von kurzer Dauer war.

Diesmal benutzte der Präsident Gärtner, der bekanntlich ein gebürtiger Ahauser ist, die Gelegenheit, seiner Vaterstadt einen längeren Besuch abzustatten. Präsident Gärtner ist in dem jetzigen Lüdeling'schen Hause auf der Wüllener Straße geboren. Der Vater des Präsidenten, der aus Ochtrup stammte, war bekanntlich von 1882 bis 1895 Landrat in Ahaus. Derselbe baute auch das heutige Landratsamt.

Nach Erledigung seiner dienstlichen Angelegenheiten besichtigte der Präsident das Rathaus, wo er von Bürgermeister Ridder aufs herzlichste als Sohn der Stadt begrüßt und bewillkommnet wurde. Er konnte sich gleichzeitig davon überzeugen, daß die Stadt Ahaus in den langen Jahren seiner Abwesenheit eine günstige Entwicklung auf allen Gebieten durchgemacht hat. Der Präsident, der hier in Ahaus seine Kinderjahre verlebt hat, konnte manche Erinnerungen auffrischen und weilte bei einigen hiesigen alten Bürgerfamilien zu Gast. Ebenfalls besuchte der Präsident Gärtner die hiesige Westf. Jute-Spinnerei & -Weberei, um sich über den Beschäftigungsstand der Textilindustrie zu erkundigen.

● **Des Kindes Schutzengel.** Glück im Unglück hatte ein 8jähriger Junge, der in einen Baum an der evangelischen Kirche geklettert war, um einen Kinderluftballon wiederzuholen. Bei der Kletterei stürzte der Junge aus 5—6 m Höhe ab und fiel auf eine Spitze des eisernen Gestänges. Diese drang dem Verunglückten in den Hals, doch war glücklicher Weise die Wunde nicht so tief, daß sie ernstere Folgen hätte haben können. Wenn auch sofortige ärztliche Hilfe notwendig war, so kann der Junge doch von einem glücklichen Zufall sprechen, daß er nicht buchstäblich aufgespießt wurde.

*

Fortlaufend

ohne Unterbrechungen wünschen Sie Ihre Heimatzeitung. Dann denken Sie auch bitte daran, daß dem Zeitungsboten, der in diesen Tagen das Bezugsgeld für November kassiert, gleich beim ersten Vorzeigen der Quittung der kleine Betrag ausgehändigt wird. Empfehlen Sie auch Ihren Bekannten

das Heimatblatt

Gronauer Stadt-Rundschau

Eine würdige Totengedächtnisfeier in der Tonhalle Gronau

Die Totengedächtnisfeier nahm in unserer Grenzstadt einen recht eindrucksvollen Verlauf. Schon am frühen Morgen legte die NSDAP. mit ihren verschiedenen Gliederungen am Kriegerdenkmal einen Kranz nieder, während den ganzen Tag über SA.-Männer am Denkmal die Ehrenwache hielten. Am Abend hatte die Bewegung zu einer würdigen Gedenkstunde für die Gefallenen des Weltkrieges und des Kampfes um die Erneuerung Deutschlands alle Gliederungen der Partei sowie die deutschbewußte Bevölkerung Gronaus in der Tonhalle eingeladen. Das Streichorchester der Standartenkapelle eröffnete mit der Egmont-Ouvertüre die Weihestunde, und nach einem Gesangvortrag des Männergesangvereins ergriff Pg. Jacobs das Wort: **„Das deutsche Volk begeht heute einen Schicksalstag, es ist an diesem Tage alle derer eingedenk, die ihr Blut dahingaben, damit ein 65 Millionen Volk leben kann.** Redner ließ im Geiste die Helden vorüberziehen, die nicht kämpften um irgendwelche Vorteile, sondern ganz allein ihr Blut auf den Opferaltar des Vaterlandes legten, damit überhaupt ein Deutschland im Herzen Europas weiter existieren konnte und heute noch existiert. Es erstand dem Volke in einem unbekannten Gefreiten ein Mann, der sah, was kommen mußte. **Dieser noch Unbekannte konnte es nicht glauben, daß die Opfer des Krieges umsonst gewesen sein sollten.** Adolf Hitler rief das Volk auf und ließ seine Parole erschallen: Durch und mit dem nationalen Sozialismus für das neue Deutschland! Unsere toten Volksgenossen haben es uns vorgelebt:

Ohne Opfer kein Sieg, ohne Glauben keine Zukunft, ohne Liebe zu Volk und Nation erstarrt das Vaterland!

Aus dieser tiefen Erkenntnis und einem verpflichtendem Dankgefühl heraus widmete die Versammlung den toten Helden eine Minute stillen Gedenkens, die Fahnen senkten sich und leise spielte die Standartenkapelle das Lied vom guten Kameraden.

Nachdem dann stimmungsvolle, dem Rahmen der Feier passende Musik- und Chorvorträge verklungen waren, nahm Pg. Jacobs nochmals das Wort, er führte inhaltlich u. a. aus:

Die toten Helden ruhen, sie verlangen nicht Trauer, sondern, daß wir gleich ihnen weiterkämpfen für Volk und Nation. Sie erwarten von uns nicht Kritik und Nörgelei, sondern, daß wir nur das große Ziel sehen, daß der Führer sich gesteckt hat, besonders wo heute ringsum eine Welt von Feinden gegen uns aufgestanden ist. **Aber wir versprechen es angesichts der Opfer unserer toten Brüder und werden es aller Welt zeigen, daß wir Deutschland nie untergehen lassen werden. Mit unserem Führer wollen wir in dem festen Glauben an ein großes Deutschland vertrauensvoll in die Zukunft blicken.**

Mit dem Treueschwur an den Führer und dem Horst-Wessel-Lied war eine würdige und eindrucksvolle Feier beendet.

Dachstuhlbrand bei Gerrit van Delden & Co.

Samstag vormittag 10 Uhr ertönte Brandalarm. In der Abteilung Zwirnerei der Firma Gerrit van Delden & Co. war ein Dachstuhlbrand entstanden. Die Freiw. Feuerwehr eilte sofort zur Brandstelle, brauchte aber nicht mehr recht in Tätigkeit treten, da die Werkswehr der Firma dem Element bereits mit Erfolg zu Leibe gerückt war und so schlimmere Folgen verhütete.

Im Silberkranze. Die Eheleute Joh. Schröder und Frau Bernhardine geb. Kröger, Steinstr. 18, feiern am heutigen Sonntag das Fest der Silberhochzeit. Unseren treuen Abonnenten herzlichen Glückwunsch!

*

„Möge dieser Bau friedliche und gottesfürchtige Jahrhunderte durchdauern"

Zum 20 jährigen Bestehen der neuen Antonius-Pfarrkirche in Gronau

Am 11. November des denkwürdigen Jahres 1914 war es, also heute vor 20 Jahren, als die neue katholische St. Antonius-Pfarrkirche in Gronau durch den hochw. Herrn Bischof Johannes Poggenburg ihre Weihe erhielt, als das erste hl. Meßopfer in derselben dargebracht und das Ewige Licht entzündet wurde. 20 Jahre! Zwar nur eine kurze Spanne Zeit. Aber welche Fülle von Ereignissen schließen sie in sich: Weltkrieg, Inflation, wirtschaftliche und politische Krisen, Spannungen aller Art! Doch wenden wir uns ab von dem wechselvollen Geschehen auf der Weltenbühne und werfen aus Anlaß des heutigen 20jährigen Bestehens des kath. Gotteshauses in Gronau einen kurzen Rückblick auf die Entwicklung des Kirchenbaues.

Im Jahre 1742 hatte Fürstbischof Maximilian Friedrich von Münster das schlichte Kirchlein an der heutigen Adolf-Hitler-Straße, das allen die Dreißiger überschrittenen Gronauern noch sehr gut in Erinnerung ist, erbauen lassen. Obschon diese Kirche manchem eine traute Stätte und ein Haus der Gnade war, genügte der Bau in den letzten Jahren vor dem Kriege längst nicht mehr den kirchlichen Bedürfnissen der anwachsenden Gemeinde. Der bereits vom verstorbenen Pfarrer Spee erwogene Plan eines Kirchenneubaues konnte aber erst von dem im Vorjahre verschiedenen Pfarrer Franz Carlé verwirklicht werden. Am 22. April 1913 wurde in der alten Kirche der letzte Gottesdienst gehalten; gleich darauf begann der Abbruch. Photographische Aufnahmen und ein in der Sakristei der neuen Kirche hängendes Oelgemälde halten das Andenken an das alte traute Kirchlein für die Nachwelt fest.

Während des 19 Monate währenden Baues der neuen Kirche wurde der Gottesdienst in dem zu einer Notkirche umgestalteten Saale Silderhuis an der Wasserstraße gehalten. Der erste Stein zu der neuen Kirche wurde am 14. Mai 1913 vermauert. Die Grundsteinlegung war am 13. Juli 1913, nachmittags 3 Uhr. Eine in lateinischer Sprache gehaltene Pergament-Urkunde wurde an der rechten Seite in dem Pfeiler neben der Treppe zum Hochaltar eingemauert. Die Stelle ist kenntlich gemacht durch einen Verschlußstein, der ein Kreuz und die Jahreszahl 1913 trägt.

Im Hinblick auf den geschichtlichen Inhalt sei die vermauerte Urkunde hier wiedergegeben:

„Im Namen der heiligen Dreifaltigkeit. Amen!

Die Bewohner Gronau's, einstmals zur Grafschaft Bentheim gehörend, unterstanden von Alters her in seelsorglicher Beziehung der Pfarrei St. Agatha zu Epe.

Am 15. Dezember im Jahre des Heils 1538 wurde eine Trennung von Epe vorgenommen und es wurde hier ein Kapellchen zu Ehren des Abtes St. Antonius errichtet. Als aber 10 Jahre später die Erbin Gräfin Anna den reformierten Glauben angenommen hatte, entstanden Streitigkeiten mit den Anhängern der angestammten Religion, bis am 7. April 1699 ein Abkommen getroffen wurde zwischen dem Bischof von Münster Friedrich Christian Freiherr von Plettenberg und Johann Adolf Friedrich Mauritz Graf von Bentheim-Tecklenburg-Rheda, daß in der restaurierten Burgkapelle ein Simultan-Gottesdienst gehalten werden solle. Als aber die Gemeinde an Zahl wuchs, errichtete Maximilian Friedrich Fürstbischof von Münster im Jahre 1742 an der Neustraße eine Kirche, welche durch den Fiskus unterhalten wurde. Endlich wurde am Feste Epiphanie 1910 ein Abkommen unterzeichnet zwischen dem Bischof und dem preußischen Minister über eine einmal zu zahlende Ablösesumme.

Es wurde nämlich die Gemeinde in der alten Kirche zu sehr beengt, da wegen der errichteten Baumwollfabriken die Zahl der Gläubigen auf 5000 angewachsen war. Deshalb wurde begonnen, diese hinreichend geräumige Kirche dem allmächtigen Gott zu Ehren des früheren Patronats zu erbauen im Jahre 1913.

Unter dem Pontifikate des Papstes Pius X., unter der Regierung des Deutschen Kaisers Wilhelm II. Erwählter Bischof von Münster war Johannes Poggenburg, Dechant war Pfarrer Wilhelm Tigges von Stadtlohn, Pfarrer der Gemeinde Franz Carlé, Landrat des Kreises Ahaus Friedrich Freiherr von Schorlemer, Bürgermeister der Stadt Maximilian Hagedorn, Architekt des Baues war Wilhelm Sunder-Plaßmann.

Im hunderjährigen Jubeljahre der Befreiung Deutschlands erhebt sich dieser Tempel. Möge er, so bitten wir, friedliche und gottesfürchtige Jahrhunderte durchdauern."

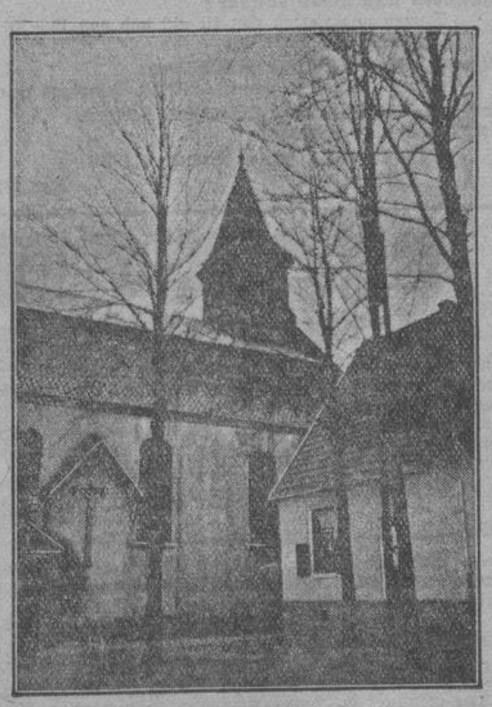
Das Aeußere des durch 2 Türme flankierten Gotteshauses besteht aus rauh bearbeiteten Ibbenbürener Sandsteinquadern. Ohne Unfall vollzog sich der Bau. Am 26. Mai 1914 drehte sich erstmalig der Hahn auf einen der Türme im Winde. Der andere Turm trägt an der Spitze des Kreuzes das Monogramm Christi. Die 5 herrlichen Glocken aus der Glockengießerei Edelbrock-Gescher, die am 11. Okt. 1914 auf die Namen Paulus, Antonius, Ludgerus, Joseph und Maria geweiht wurden, verkündeten 4 Wochen später, am 11. November 1914 die Consecration der Kirche durch den Bischof von Münster. Von den Glocken fielen allerdings 2, die größte und die kleinste dem Weltkriege zum Opfer. Vom alten Kirchlein wurde übrigens eine Glocke übernommen und erhalten, die die älteste Glocke Gronaus ist. Sie stammt aus dem Jahre 1489 und steht unter Denkmalschutz. Das alte Glöcklein hängt jetzt in dem Dachreiter der neuen Kirche und wird nicht mehr benutzt. Für eine der im Weltkriege abgelieferten Glocken erhielt die Gemeinde zu Weihnachten 1928 durch eine hochherzige Stiftung eine neue Marienglocke.

Nach der Einweihung des nach den Plänen des Architekten Sunder-Plaßmann, Münster, im frühgotischen Stile (Uebergangsstil) erbauten Gotteshauses zeigte sich im Laufe der Jahre immer wieder die Freude über die neue Kirche durch die nach und nach erfolgende Ausstattung. Die Glasgemälde stammen aus der Glasmalerei Derix in Goch. Die Weihe der neu komplettierten Orgel war am 5. September 1920. Ein sinniger Gedanke war es, mit den Kreuzwegstationen im Querschiff der Kirche künstlerisch hergestellte Gedächtnistafeln für die 109 im Kriege gefallenen Söhne der Pfarrgemeinde zu verbinden. Dieses wahrhaft christliche Kriegerdenkmal, wie man es nennen könnte, war am 1. Juni 1922 fertiggestellt. November 1924 folgte der motivenreiche Marienaltar (gestiftet von der Jungfrauenkongregation) und im Mai 1926 als würdiges Gegenstück der von den Männern und Jungmännern gestiftete Josephsaltar. (Die große Herz-Jesu-Statue ist ein Geschenk der kath. Eisenbahnbeamten Gronaus.) Vollzogene Neuerungen am Hochaltar entsprechen seiner hohen Würde und sakralen Bedeutung. Auch sonst ist manches Notwendige beschafft worden. Gewiß bleibt noch ebenso vieles zu tun übrig, um unserem Gotteshaus im Innern das vollkommene aufeinander abgestimmte, harmonische Gesamtbild zu geben. Eine gut abgetönte und entsprechend abgestimmte Ausmalung wird in den nächsten Jahren notwendig sein. Gegenwärtig sind die Zeiten zu ungünstig, um das Projekt der Ausmalung durchzuführen. Im Laufe der nächsten Jahre wird aber der so oft bewährte Opfersinn der Gronauer Pfarrgläubigen auch diese Frage zu lösen vermögen.

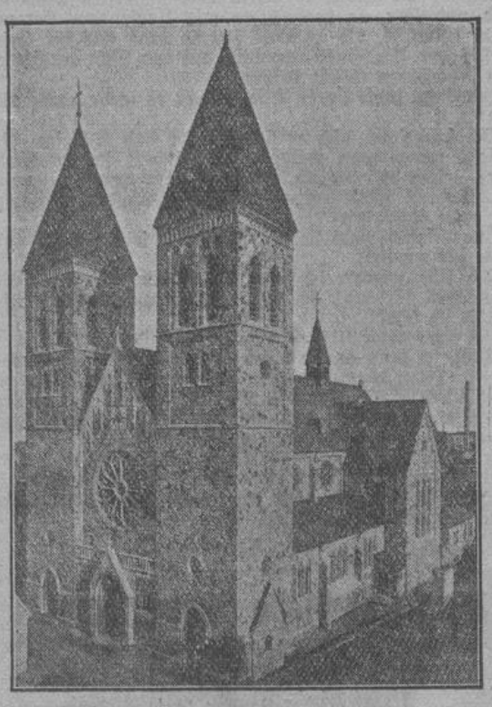
Das äußere Bild der Kirche kommt weit mehr zur Geltung, seitdem der alte Bau des sogenannten Bremmerstiftes vor der Kirche zu Beginn dieses Jahres verschwand. Da bot sich dem Auge des Vorübergehenden die imposante, majestätische Doppelturmfront mit einem Male in neuer Monumentalität und Größe. Durch die Freilegung dieses Platzes gewann das innere Stadtbild außerordentlich. Hoffentlich läßt die Ausgestaltung bezw. Ausschmückung des Kirchvorplatzes und der ganzen Umgebung der Kirche nicht allzu lange mehr auf sich warten.

Heute, bei der 20. Wiederkehr des Tages der Kirchweihe aber sei der im Christusglauben begründeten Hoffnung Ausdruck gegeben, daß die St. Antonius-Pfarrkirche immerdar sein möge eine Stätte der Gnaden und des Seelenfriedens für alle Geschlechter!

Einst und jetzt:



Alte Kirche!



Neue Kirche!

Alstätte

Der heutige St. Martinitag

spielt bei unseren Vorfahren eine wichtige Rolle. Viele alte Sitten und Gebräuche waren mit diesem Tage verbunden. Daß dieselben schon sehr alt sind, beweist ein eigenartiger Brauch, der für unsere Grenzgegend von besonderem Interesse ist. So meldet eine über die holländische Nachbargemeinde Lonneker geschriebene Chronik, daß zwischen der Kirchengemeinde Alstätte und dem in Lonneker gelegenen Hause Boekelo eine Abmachung bestand, nach der der Küster der Pfarrkirche in Alstätte jährlich am St. Martinustage mittags 12 Uhr dem Herrn von Haus Boekelo einen aus Eichenholz angefertigten Kelch, in der Größe von 7 Daumen hoh und 5 Damen im Durchmesser, anbieten mußte. Als Entgelt dafür wurde der Küster gastlich bewirtet mit Bier und Speckpfannekuchen aus Buchweizenmehl. Dieser Brauch führte auf eine Stiftung seitens des Hauses Boekelo an die Pfarrkirche von Alstätte zurück. Die Kirche nämlich war vom Hause Boekelo mit dem Gute Löhring beliehen worden. Obschon Boekelo wiederholt durch Verkauf in anderen Besitz überging, wurde die Kelchstiftung doch beibehalten. Auch dann noch, als die Familie van Heek aus Enschede das Haus Boekelo im Jahre 1822 erwarb, blieb man der Sitte treu. Eine Abweichung erfolgte nur insofern, daß der Kelch, anstatt aus Eichenholz, nunmehr aus Lindenholz angefertigt wurde. Im Jahre 1851 ist die alte Sitte mit Einwilligung der Familie van Heek aufgehoben worden.

*

Hauptschriftleiter und verantwortlich für Politik: Dr. Georg Helder, Münster i. W., Stellvertreter des Hauptschriftleiters und verantwortlich für Münster und das Münsterland: Fritz Rediger, Münster i. W.; für Westdeutschland: Otto Heinz Tebbe; für Feuilleton: Peter Schlaun; für Handel und Sport: Dr. Anton Henkel, sämtlich in Dortmund; Berliner Redaktion: Dr. Ernst Häfner, Berlin-Lichterfelde; für den Zeno-Anzeigenteil: Verlagsleiter Dr. Erich Altmeppen, Münster i. W.

Verantwortl. Schriftleitung für den lokalen Teil: J. V. Fr. Beckering, Ahaus für den lokalen Anzeigenteil: Geschäftsführer Bernh. Bentink, Gronau

Durchschnittsauflage: X. 1934: **Zeno-Zeitung insgesamt 40 987,**

enthaltend: Ahlener Volkszeitung, Nachrichtenblatt für die Kreise Beckum und Lüdinghausen, Ahlen, 3125; — Allgemeine Zeitung für die Kreise Coesfeld und Ahaus (Billerbecker Zeitung, Escherer Zeitung, Vredener Anzeiger, Stadtlohner Volksblatt), Coesfeld, 3372; — Borkener Zeitung, Borken, 3100; — Bürgerblatt für den Niederrhein und Neuer Tageblatt, Emmerich, 1814; — Dülmener Zeitung, Amtliches Kreisblatt für den Kreis Coesfeld, Dülmen, 1739; — Haltener Zeitung, Haltern, 1669; — Kreiszeitung für den Kreis Ahaus (Gronauer Volkszeitung, Epe-r Volksblatt), Ahaus, 3160; — Münsterländische Volkszeitung (Rheiner Volksblatt), Rheine, 3888; — Emsländische Tageszeitung (Lingener Tageszeitung, Papenburg-Aschendorfer Zeitung), Rheine, 1713; — Neuer Emsbote für Kreis Warendorf und Amt Telgte (Warendorfer Kreisblatt), Warendorf, 2464; — Tageblatt für den Kreis Steinfurt (Ochtruper Anzeiger, Weltringer Anzeiger, Metelener Zeitung, Neuenkirchener Zeitung), Ochtrup, 1630; — Volksblatt für Bocholt und den Kreis Borken, Bocholt, 6100; — Volksblatt für Wesel und den Kreis Rees, Wesel, 931; — Volkszeitung und Nachrichten für Emsdetten, Burgsteinfurt, Nordwalde, Borghorst, Greven, Emsdetten, 2276; — Volkszeitung für Dorsten und Herrlichkeit, Dorsten, 2006.

Habe ich niemand vergessen?

Diese bange Frage erhebt sich immer, wenn man eine Mitteilung an einen größeren nicht festumrissenen Personenkreis zu machen hat. Z. B. bei Mitteilungen über **Verlobungen, Vermählungen, Geburten, Todesnachrichten** usw. Der Ausweg ist einfach:

eine Anzeige im Heimatblatt

Kreiszeitung für den Kreis Ahaus

(Gronauer Volkszeitung, Eper Volksblatt)

Dr. med. Horn und der blinde Passagier

Roman v. Wolf Lennart

(Schluß.)

Sie werden es begreifen, Herr Fabricius, daß ein Mensch, der zu solchem Wirken bestimmt ist, sich selbst gegenüber oft rücksichtslos sein muß. Sie werden mir beipflichten, wenn ich es sage, daß eine solche Frau, der das Mitfühlen der ganzen Welt gehört, auf die eigenen Gefühle weniger Rücksicht nehmen kann als irgendein beliebiges anderes weibliches Wesen. Und Sie werden mir recht geben — —"

Er senkte die Stimme und sprach sehr herzlich weiter: „Sie werden mir recht geben, wenn ich Ihnen sage, daß es bedenklich ist, einen solchen Menschen zu versuchen und etwa in ihrm Zweifel an der Unwiderruflichkeit seiner Mission zu erwecken.

„Verstehen wir uns richtig, Herr Fabricius?"

Nikolaus Fabricius sah trübe in die Augen des andern:

„Ich liebe Agnes — das wissen Sie. Es ist mir auch klar, daß ich, der Schiffsoffizier Nikolaus Fabricius, vielleicht keinen Anspruch darauf habe, an eine Zukunft mit ihr zu denken. Ich besitze nichts, werde vielleicht in absehbarer Zeit einmal ein kleines Landgut, oben in Ostpreußen, von einem Onkel erben. Darauf kann man leben. Das ist alles. Ich liebe Agnes. Aber ich kann ihr nicht zumuten, einen Mann zu heiraten, der den größten Teil des Jahres auf See ist und von zwölf Monaten kaum ein Vierteljahr für sie übrig hätte.

Ich verstehe alles, was Sie mir da sagen."

Boetwink schwieg eine Minute lang achtungsvoll, ehe er vorsichtig sagte:

„Sie sind der Mann, Herr Fabricius, für den ich Sie hielt. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß ich weiß, wie schwer es ist, sich ein so starkes Gefühl aus dem Herzen reißen zu müssen; aber Sie können sich zugleich sagen, daß Sie damit Fräulein Agnes einen größeren Dienst erwiesen haben, als es Ihnen sonst jemals möglich sein wird."

Fabricius ließ den Kopf sinken:

„Ich werde mit ihr sprechen. Ich werde es gleich tun; man soll alles so schnell wie möglich erledigen. Ich danke Ihnen, Herr Boetwink.

Agnes lachte Nikolaus Fabricius strahlend an, als er anklopfte und eintrat.

„Schon wieder ein neuer Verband? Und zu so später Stunde? Aber ich freue mich sehr —"

„Ich möchte Sie einen Augenblick sprechen, Agnes. Wenn es Ihnen möglich wäre, würde ich Sie bitten, einen Schritt mit hinauszukommen. Auf dem Vorderdeck sind wenig Leute, wir sind ganz ungestört."

Sie errötete und lächelte glücklich und verlegen und sagte, daß sie erst den Doktor fragen müsse. Sie ging hinaus und war gleich wieder da; wenn er wollte, könnte sie sofort gehen. Er nickte wortlos. Sie stiegen langsam auf das Oberdeck und gingen nebeneinander bis zur Spitze des Schiffes. Der schmale Bug der Altanta zerschnitt das dunkle Wasser, das hoch aufrauschend rechts und links zur Seite schoß. Sie lehnten nebeneinander an der Reling und konnten es nicht vermeiden, daß sie sich berührten. Fabricius schwieg eine ganze Weile, ehe er langsam sagte:

Ich habe Ihnen unrecht getan. Ich habe in Ihnen vielleicht Gedanken erweckt, die ich nicht hätte wachrufen dürfen."

Sie flüsterte kaum hörbar:

„Was soll das bedeuten?"

Er sah in das strudelnde Wasser hinab:

„Ich bildete mir ein — man ist ja manchmal voreilig —, daß ich an Möglichkeiten denken könnte, die mir von der Wirklichkeit verschlossen sind. Wir kennen uns ja glücklicherweise auch erst kurze Zeit; eigentlich erst ein paar Tage, nicht wahr? Sie werden auch nach dieser Fahrt die Atlanta verlassen, auf der ich ja bleiben muß. Sie werden sehr viele Menschen kennen lernen. Sie werden selbst in eine neue und große Umgebung kommen, und ich werde glücklich sein, wenn ich wissen darf, daß Sie später einmal nicht schlecht von mir denken. Eine kleine Erinnerung, die Erinnerung an Ihre letzte Reise auf der Atlanta, an Ihre letzte Reise als kleine Krankenschwester — ja, Agnes, so ist das wohl."

Agnes zitterte, und er fühlte dieses Zittern, als sie stammelte:

„Nikolaus — ist das Ihr — ist das dein Ernst?"

Er biß sich auf die Lippen und sagte mit rauher Stimme:

„Ja, mein voller Ernst. Können Sie mir verzeihen, Agnes?"

Da drehte sie sich um, riß den großen Mann an einer Schulter herum und schrie laut:

„Nein! Nein, das werde ich dir nicht verzeihen! Geh weg, laß mich allein! Ich kann dich jetzt nicht sehen!"

Er starrte sie an, sah noch, wie ihre Augen sich plötzlich mit Tränen füllten, hörte, wie sie verzweifelt mit dem Fuß aufstampfte und ging mit hängenden Schultern und mit dem plötzlichen Gefühl, ein entsetzliches Verbrechen begangen zu haben, davon.

Agnes aber schlug die Hände vors Gesicht, heulte, schluchzte und war außer sich vor Scham und Schmerz über das was Fabricius ihr angetan hatte. Sie konnte sich nicht mehr zusammennehmen, sie mußte ihren Gefühlen freien Lauf lassen, und es war ja auch niemand hier, der sie sehen und hören konnte.

Aber es war jemand in ihrer Nähe.

Die Herzogin hatte den Ersten Offizier in einer, wie es ihr schien, sehr sonderbaren und auffallenden Verfassung, vom Vorderschiff herabkommen sehen. Sie hatte ihn nicht gefragt aber sie war neugierig und hilfsbereit wie immer langsam dorthin gegangen, woher er gekommen war. Sie war die Treppe emporgestiegen und hielt sich im Schatten der Decksaufbauten, während sie spähend nach vorn ging.

Da hörte sie Agnes wilden Ausbruch und machte sich nicht eine Sekunde lang ein Gewissen daraus, noch vorsichtiger als bisher weiterzugehen. So kam es, daß sie, zuletzt offen auf Agnes zutretend, bereits mehr wußte und erraten hatte, als Agnes ahnen konnte.

Als Claudia so jäh aus dem Dunkel auftauchte, fuhr Agnes herum und starrte sie verweint und ablehnend an. Aber die Herzogin trat ganz heran, umfaßte Agnes Nacken und zog sie wortlos an sich. Zart führte sie das Mädchen zu einer Bank und zog sie wie ein Kind zu sich.

„Weinen bringt uns Frauen niemals weiter. Nicht mehr weinen, mein Kind; nachdenken und besser machen. Ich habe einiges von dem gehört, was Sie bedrückt. Dieser Nikolaus ist ein großer, guter und dummer Junge, in dessen Gehirn nicht ein Wort von dem drin ist, was er Ihnen da offenbar vorgefaselt hat.

Aber ich weiß schon, wer dahinter steckt; und wenn ich erst einmal so etwas weiß, dann gibt es bald ein reinigendes Donnerwetter, das die Situation klärt und die Luft wieder atembar macht.

Jetzt hören Sie einmal zu, Agnes: Mein Freund Jan Boetwink hat Sie oder vielmehr Ihre Stimme entdeckt und ist ehrlich begeistert davon. Das kann ich verstehen; ich bin sogar davon überzeugt, daß er Sie wirklich zu einer großen Sängerin machen würde. Aber ich weiß ebenso genau, daß er um dieses Zieles willen keinen Augenblick vor den größten menschlichen Gemeinheiten zurückschrecken würde. Bleiben Sie ruhig sitzen.

Die Sache ist mir so klar, als ob ich dabei gewesen wäre. Er hat es natürlich bemerkt, daß Fabricius Sie liebt. Und er ahnt jedenfalls, daß auch dieser Zweimeter-Mann Ihnen nicht gleichgültig ist. Es ist kein Kunststück, sich zu sagen, daß daraus entscheidende Schwierigkeiten für die Durchführung seines Planes entstehen könnten — und was tut Jan, der Intrigant? Ich wette, er hat sich den armen Fabricius vorgenommen und ihm eingeredet, daß es höhere Rücksichten auf der Welt gäbe als die Rücksicht auf die Liebe, dieser alte Idiot!

Sie werden jetzt Ihr Gesichtchen wieder ganz schön machen und vergessen, was der Dummkopf Nikolaus, dieser anständige Kerl, gesagt hat; und dann gehen Sie in Ihr Zimmerchen und warten ab, bis ich Sie hole. Und jetzt können Sie aufstehen und gehen mit mir herunter!"

Agnes lächelte schon wieder, sie sah vor sich nicht ein häßliches, alterndes Frauengesicht mit einer großen Nase und einem richtigen Bärtchen über dem Mund, sondern sie sah zwei strahlende schwarze Augen, aus denen ihr soviel Güte und Verständnis entgegenleuchteten, daß sie, ohne recht zu wissen, was sie tat, die Herzogin heftig umarmte und mitten auf den Mund küßte. Worauf Claudia ihr, um ihre eigene Rührung zu verbergen, ein paar derbe Klapse gab, sie unter den Arm faßte und unverweilt mit ihr hinunterging.

Dann suchte die Herzogin Nikolaus Fabricius, den sie trübselig am genau entgegengesetzten Ende des Schiffes fand, wo er in das Kielwasser starrte und sich verlegen schnaubte, als sie ihn ansprach. Sie war sehr kurz und energisch zu ihm, aber irgendwo im Klang ihrer Stimme schwang etwas ganz anderes mit, als sie ihn anfuhr:

„Ich habe mich eben mit Agnes unterhalten. Sie haben sich wie ein Narr benommen. Ich war zwar immer schon davon überzeugt, daß die Klugheit und Einsicht der Männer von ihnen selbst lächerlich überschätzt werden; aber was Sie sich da geleistet haben, ist wirklich ein Dummheitsgipfel! Können Sie sich denn nicht denken, daß ein Impresario darauf bedacht ist, seine Spekulation vor allen menschlichen Einflüssen und Bindungen zu hüten? Wie können Sie sich zu einem solchen Spiel hergeben! Was für dämliche Argumente haben Sie eigentlich gebraucht, um Agnes so wehe zu tun? Denn die Wahrheit haben Sie ihr natürlich nicht zu sagen gewagt."

Er stotterte:

„Nein — ich habe nur von meiner Tätigkeit und meinen nichtvorhandenen Mittel gesprochen — und sie kommt doch in ein ganz anderes Leben —"

„Blödsinn! Es ist wie ein Verhängnis, und nicht das erstemal, daß die alte Claudia wieder gutmachen muß, was dieser Wirrkopf von Boetwink verheddert hat. Selbstverständlich werdet ihr heiraten, und ob sie Sängerin wird, das werden Sie später zu entscheiden haben, mein Lieber. Und jetzt kein Wort der Widerrede; machen Sie kehrt, gehen Sie zu Agnes, unterstehen Sie sich nicht, vorher anzuklopfen, Sie dummer Bengel."

Sie sah ihm nach, wie er nun ganz anders als vorhin vom Vorschiff, mit seinen langen Beinen fortlief, um zu seiner Agnes zu kommen. Dann holte sie tief Luft und wappnete sich zur dritten Unterhaltung dieses Abends, die dem noch ahnungslosen Boetwink galt und unter Umständen etwas stürmisch verlaufen konnte.

*

Es fiel am nächsten Tage auf, daß außer Mister Coward auch Herr Boetwink sich nicht sehen ließ. Auf Befragen erfuhr man, daß der Impresario mit schwerem Kopfweh in seiner Kabine läge und nicht gestört werden wollte. Die Herzogin von Felanit dagegen machte einen äußerst zufriedenen Eindruck und erzählte jedem, der es hören wollte, wie überaus gesund solche Seereisen seien, wie man sich dabei verjünge und immer wieder Gelegenheit fände, nette Menschen kennenzulernen und weniger netten die Wahrheit zu sagen.

Erhard Horn, der sich viel in Konstanzes Kabine aufhielt, war dadurch überrascht worden, daß sich Nikolaus Fabricius bei ihm melden ließ und ihm, überraschenderweise in der Feiertagsmontur, erklärte, er beabsichtige Fräulein Agnes Thaller zu heiraten; er habe sich gestern abend mit ihr verlobt und wollte das dem Doktor nur mitteilen. Horn gratulierte ihm ganz verblüfft und rief Agnes herein, deren strahlender Ausdruck ihn überraschte. Wie glücklich sie aussah! Wie stolz sie diesen langen Kerl von der Seite betrachtete.

Er schüttelte Agnes die Hand, wie man einem guten Freunde die Hand schüttelt, und sah sie mit einem Blick an, in dem ruhig und klar die Erkenntnis eines Altersunterschiedes von zwanzig Jahren stand. Dann fragte er, wann sie heiraten wollten, und war nicht erstaunt, als Fabricius ihm sagte:

„Sobald wie möglich."

„Und Sie gehen wieder zur See, während Agnes Gesang studiert?"

Agnes sagte leise:

„Ich verzichte auf das Studium. Wir werden auf dem Lande leben und Bauern werden im Vaterland."

Erhard Horn sah die beiden an, streckte ihnen die Hände hin und sagte freudig:

„Und Glück sollt Ihr haben, Kinder; Ihr habt es verdient."

*

Am vierten Tage wurde der Verband von Konstanzes Augen entfernt. Erhard hatte die Zofe fortgeschickt, und auch Agnes beurlaubt; er wollte in diesem Augenblick mit Konstanze, die in den letzten Tagen merkwürdig still gewesen war, allein sein.

Während er die Binde abwickelte, bat er sie, zuerst die Augen geschlossen zu halten, bis er ihr ein Zeichen gäbe.

Dann verdunkelte er das Zimmer, so daß es in einer milden Dämmerung lag, setzte sich vor sie und sagte mit einer Stimme, die nur mühsam beherrscht und ruhig war:

„Willst du jetzt versuchen, die Augen zu öffnen —"

Sie hob die Lider, ihr Blick war im ersten Moment fremd und leer, er beobachtete mit klopfendem Herzen, wie die Pupille, die anfangs fast so groß wie die Iris gewesen war, sich schnell verengte, auf das Licht reagierte, einen lebendigen Glanz bekam.

Und dann sagte sie, so leise, daß er es mehr ahnte als hörte:

„Ich fange an, dich zu sehen. Da sind Schleier, die langsam weggezogen werden. Deutlicher, immer deutlicher — jetzt erkenne ich dich schon ganz genau — mein Gott, Erhard, Geliebter — du bist ja an den Schläfen ganz grau geworden!"

Und plötzlich warf sie die Arme um seinen Hals und drückte ihn an sich:

„Ich sehe wieder, ich sehe dich wieder, und ich habe dich wieder, Erhard! Ich kann es dir nicht sagen, wie glücklich ich bin!"

Und nach einer kleinen Pause flüsternd:

„Doch, ich kann es dir sagen — wir müssen zusammenbleiben. Denn ich werde nicht mehr zum Malen kommen, verstehst du mich? Ich will für dich und . . . unsere Kinder leben, so Gott will, und ich will künftig so klug sein, wie die kleine Agnes jetzt schon ist!"

Er schloß ihre Lippen mit einem Kuß.

Die Atlanta fuhr nach Nordosten, fuhr in die Heimat, fuhr nach Deutschland, und war trotz aller bösen Vorzeichen ein glückhaftes Schiff.

— Ende. —

Die berühmteste Shakespeare-Bibliothek.

£ **London**, Anfang November.

Die englischen Gesandtschaften und Botschaften in allen Ländern haben vor einigen Tagen vom Foreign Office einen ungewöhnlichen Auftrag erhalten. Sie sollen überall nach neuen Uebersetzungen und Ausgaben Shakespearescher Werke fahnden und sie der berühmten Shakespeare-Bibliothek in Birmingham zusenden. Mr. Cashmore, der Leiter der Bibliothek, hat eine große Aktion zur Vervollständigung seiner Shakespeare-Sammlung begonnen und es ist ihm gelungen, sogar beim Auswärtigen Amt Unterstützung für seinen Plan zu erhalten. Es ist eine nette Vorstellung, wie in den nächsten Monaten Botschafter und Gesandtschaftsattachees in Bibliotheken und Buchhandlungen aller Hauptstädte der Welt nach unbekannten Shakespeare-Ausgaben fahnden werden.

Die Shakespeare-Bibliothek in Birmingham wurde im Jahre 1868 mit einem Bestand von 1239 Bänden gegründet. Inzwischen ist ihr Bestand auf 23 000 Bände angewachsen, die alle ausschließlich Werke des großen englischen Dichters enthalten. Ausgaben in 52 verschiedenen Sprachen finden sich in Birmingham; Shakespeare ist damit unbestreitbar der meist übersetzte Dichter. Nur von der Bibel, die in mehr als 400 Sprachen erschienen ist, wird die internationale Verbreitung seiner Dramen übertroffen. Die weltbekannte Bibliothek Birmingham besitzt die ältesten und kostbarsten Shakespeare-Drucke, eine große Anzahl von Originalmanuskripten und Erinnerungen; sie ist die beste Fundgrube für jeden Shakespeareforscher.

Aber der Ehrgeiz Mr. Cashmores ist damit nicht befriedigt. Ist es schon schmerzlich, daß unser Wissen um das Leben des englischen Geistesheroen und die Entstehung seiner unsterblichen Werke so unvollständig ist, so möchte er wenigstens eine wirklich umfassende Zusammenstellung über den Siegeszug dieser Werke durch die ganze Welt schaffen. Weder in China, noch in Armenien noch sonstwo soll in Zukunft eine Shakespeare-Uebersetzung erscheinen, die nicht automatisch der Sammlung von Birmingham zugesandt wird. Literaturvereinigungen in allen Ländern haben sich bereit erklärt, ihre Organisationen für den Plan zur Verfügung zu stellen. Aus Angora, der Türkei, aus Rußland, Serbien und vielen anderen Staaten sind schon jetzt wertvolle, bisher unbekannte Shakespeare-Ausgaben eingegangen.

Als ein Beispiel dafür, welches Verständnis man seinen Plänen entgegenbringt, berichtet Mr. Cashmore, daß ihm eine arabische Uebersetzung, „Shakespeares Dramen bearbeitet für den Schulgebrauch", kürzlich übersandt worden ist. Die tatkräftige Unterstützung, die Cashmore bei allen englischen Behörden gefunden hat, ist jedenfalls ein Zeichen dafür, daß England seinen größten Dichter zu ehren weiß.

Hollands Thronfolgerin kommt zum Familienbesuch nach Deutschland.

:: **Burgsteinfurt**, 9. November.

Wie halbamtlich mitgeteilt wird, hat die Thronfolgerin Prinzessin Juliana die Absicht, sich am kommenden Montag nach Burgsteinfurt zu begeben, um dort einige Tage bei dem mit ihr verwandten Fürstenpaar von Bentheim und Steinfurt zu verweilen.

Feierliche Vereidigung von Polizeianwärtern.



Die Stunde der Eidesleistung ist bei den jungen Polizeianwärtern eine der entscheidensten Stunden ihres Lebens. Dieses Bild zeigt die Vereidigung von Polizeianwärtern der Landesinspektion Brandenburg auf dem Schlüterhof des Berliner Schlosses. Im Vordergrund und links steht man die Fahnen, auf die der Schwur abgelegt wurde. Rechts ist der Altar, an dem ein Feldgottesdienst stattfand.

Am Markttag großer
Sonder-Verkauf
in Gußgeschirr wie Brattöpfe, Gänsebräter usw. **weit unter Preis.**
Ferner habe ich noch einige gebrauchte **Herde und Oefen** billig zu verkaufen
Albert Kemper - Ahaus

Bügel-Fix Rheine
Kunststopferei, Bügel- und Reinigungsanstalt
Annahmestelle für Gronau:
Heinrich Nichoff
Spielwaren, Adolf-Hitler-Str. 14
Annahmestelle für Epe:
Frl. Laurenz, Modistin

(Bitte ausschneiden und aufbewahren!)
Auch im Winter Baden und Schwimmen in der städt. Badeanstalt, Wasserstraße
Hallenschwimmbad, Wannen- u. Brausebäder, med. Bäder
Badezeiten:

Schwimmbäder:

	Damen	Herren
Sonntag	9—11 Uhr	11—13 Uhr
Montag	Schulbaden.	
Dienstag	10—12 Uhr	12—13 Uhr
	15—17 Uhr	17—20 Uhr
Mittwoch	10—12 Uhr	12—13 Uhr
Volksbaden	15—17 Uhr	17—20 Uhr
Donnerstag	10—12 Uhr	12—13 Uhr
	18—20 Uhr	15—18 Uhr
Freitag	10—12 Uhr	12—13 Uhr
	15—17 Uhr	17—20 Uhr
Samstag	10—12 Uhr	12—13 Uhr
Volksbad	15—16 Uhr	17.00—17.40 Uhr
	16—17 Uhr	17.40—18.20 Uhr
		18.20—19.00 Uhr
		19.00—19.40 Uhr
		19.40—20.20 Uhr

Wannen- und Brausebäder:
Damen und Herren von 10—13 und von 15—20 Uhr, Samstags bis 20.30 Uhr
Dampf- und elektrische Lichtbäder:
von 10—13 Uhr u. von 15—20 Uhr, Samstags von 10—13 Uhr
Kassenschluß ½Stunde vor Ablauf der Badezeit.
Von 13—15 Uhr geschlossen.
Gronau i.W., den 9. November 1934
Der Bürgermeister

Für Bastler
Laubsägegarnituren, Laubsägeholz, Leisten, Knöpfe, Füße usw. Vorlagen neue Muster
kaufen Sie vorteilhaft bei
Albert Kemper, Ahaus i.W.

Brennholz-verkauf!
Am Dienstag, den 13. 11. mittags 1 Uhr werde ich hinter meiner Fabrik eine Partie Brennholz öffentl. meistbietend gegen bar verkaufen.
Joh. Dües, Ahaus

B. Kauling-Ahaus
Heilpraktiker — Galenstraße 14
Naturheilpraxis für Rheuma-, Ischias- und Gichtkranke.
Sprechstunden: 10—12 u. 4—7 Uhr

Karl May
pro Band 2.90 Mk.
Durchs wilde Kurdistan
Von Bagdad nach Stambul
Durch das Land der Skipetaren
Der Schut
Old Surehand I/II
Kapitän Kaiman
Auf fremden Pfaden
Unter Geiern
Der Oelprinz
Halbblut
Das Vermächtnis des Inka
Der blaurote Methusalem
Die Sklavenkarawane
Der alte Dessauer
Aus dunklem Tann
Der Waldschwarze
Das Geheimnis des Marabu
Der Spion von Ortry
Die Herren von Greifenklau
GEBR. LENSING
Verlagsanstalt G. m. b. H.
Buchhandlung,

Druck-sachen
wie
Briefbogen
Rechnungen
Quittungen
Postkarten
Umschläge
Flugzettel
Preislisten
Plakate
usw. usw.
liefert preiswert u. in erstklassiger Ausführung die
Buchdruckerei
Gebr. Lensing
Ahaus-Gronau

Amtliches

Aus amtlichen Anzeigen zur kostenlosen Veröffentlichung entnommen.

Auf die im Zimmer 12 des Rathauses (Stadtbauamt) ausliegende **Baupolizei-Gebührenordnung** für baupolizeiliche Prüfung, Genehmigung und Beaufsichtigung von Neu-, Um- und Erweiterungsbauten, für die Beaufsichtigung und Abnahme der nach § 16 der Reichsgewerbeordnung genehmigten Bauanlagen und der Dampfkesselhäuser, sowie anderer baulicher Herstellung im Stadtgebiete Gronau (Westf.) vom 12. Sept. 1934 wird hiermit hingewiesen.

Gronau, den 29. November 1934.

Der Bürgermeister.

Über den landwirtschaftlichen Betrieb des Landwirts Clemens Sundermann gen. Wilming-Spechtel zu Epe-Kirchspiel ist heute um 11.10 Uhr das Entschuldungsverfahren eröffnet worden.

Zur Entschuldungsstelle wird die Ländliche Centralkasse in Münster i. W. bestellt.

Die Gläubiger werden unter Hinweis auf die Rechtsnachteile des § 11 Abs. II des Entschuldungsgesetzes aufgefordert, ihre Ansprüche möglichst in 2facher Ausfertigung **bis zum 10. Dezember 1934** bei dem unterzeichneten Gericht anzumelden und die in ihren Händen befindlichen Schuldurkunden einzureichen.

Die Unterlagen für die Eröffnung des Verfahrens können auf der Geschäftsstelle des hies. Amtsgerichts, Zimmer 12, eingesehen werden.

Gronau, den 1. November 1934.

Das Amtsgericht.

Langemarck.

Von

Kurt Wolff.

Der 10. November ist der Tag, der im Buche des deutschen Heldenepos mit goldenen Lettern geschrieben steht. Am 10. November 1914 ziehen bei Langemarck deutsche Freiwilligenregimenter mit dem Gesang: „Deutschland, Deutschland über alles" in die Schlacht, in die Vernichtung und in den Tod.

Freiwillige, die die aufflammenden Notzeichen des Kriegsbeginns zu den Fahnen ihrer Regimenter riefen, die mit leuchtenden Augen die nicht einfache Zeit ihrer Ausbildung durchmachten, junge Burschen vom Schraubstock, vom Pflug und von der Schulbank, und Seite an Seite mit ihnen gereifte Männer, die im Herzen jung geblieben waren. Mit begeisterter Ungeduld konnten sie nicht den Tag erwarten, an dem es hieß: morgen geht es an die Front, hinaus in die Schlacht für Deutschland, um Sieg auf Sieg an die Fahnen der Nation zu heften. Was galt ihnen die Not der Verwundung, was der Tod! Es war der Tod auf dem Felde der Ehre, inmitten der Kameraden, zu einer Zeit, da die Heimat aufgebrochen war zu einmütigster Begeisterung, zu einer flammenden Größe, die den grauen, zähen Alltag vergangener Zeiten in goldene Tag von Sieg und Ehre verwandelte. Das ruhende, duldsame Rad der deutschen Nation war endlich, endlich ins Rollen gekommen, und nun wehe euch, die ihr es wagtet, unser Land, unsere heiligsten Güter anzugreifen! Deutschlands Jugend hatte das erste Recht des Vorkampfes. „Der Freiheit eine Gasse, wasch die Erde, mein deutsches Volk, mit deinem Blute rein!"

Kaum daß sie noch zu bändigen waren. Ins Feld, bevor der Krieg zu Ende geht! „Sollen wir ihn nicht mehr erleben? Sollen wir verurteilt sein, von den Siegen nur durch den Heeresbericht zu erfahren? Der Teufel hole den Schliff auf dem Kasernenhof!" Und dann kam der Tag, wo es blumengeschmückt hinausging, wo die Züge Tag und Nacht rollten, wo schwerstes Gepäck die Schultern drückte und Märsche Blasen an den Füßen zogen. Und in den Nächten wurde manch einer wach und lauschte dem fernen Rollen der Schlacht, und leise Ahnung tauchte auf vom Leben und vom Sterben. Wie aber die Front kam, der nahe Kampf, Verwundete vorbeizogen und Gefangene nach hinten gingen, wie die Artillerie auffuhr und Munitionstransporte heranjagten, da fühlte jeder, daß der große Augenblick gekommen war, auf den sie immer gewartet hatten. Manchem von ihnen schlug das Herz doch im ersten Augenblick bis zum Hals. Nicht die schlechtesten waren es, die einen verstohlenen Blick nach dem Kameraden warfen und sich seiner Nähe freuten. Sie lernten das Glücksgefühl kennen, inmitten dieses Aufruhrs ein vertrautes Gesicht zu sehen.

Dann ging es zum Sturm. Kommandos werden durchgesagt, noch einmal tief Luft geholt und — raus, vorwärts stürmen die jungen Regimenter. Ueber das Feld jagen sie, hochgepeitscht aus Willen zur Nation, aus Fanatismus zum Volk. Da, einer fängt an, andere fallen ein, der ganze Abschnitt dröhnt im Geknatter feindlicher Maschinengewehre auf: „Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt . . .". Wie der Schlachtgesang aus Germaniens Vorzeit donnerte das Lied zum Himmel, brach sich an den Wolken, fegte wie die Posaunen des jüngsten Gerichts hinüber zum Feind — „. . . wenn es stets zu Schutz und Trutze brüderlich zusammenhält . . .". — Oft haben die ehrlichen Gegner geschildert, wie sie gepackt wurden von Grauen und Entsetzen, als das Lied der Deutschen zu ihnen herüberdröhnte und mit dem Gesang die Scharen deutscher Jugend unaufhaltsam vorwärts drangen. Blutige Ernte hielt der Tod aus den Maschinengewehren in den Reihen der Stürmenden, hieb mit grausamer Pranke nach rechts und links, daß große Löcher herausgerissen wurden: unaufhaltsam drang die junge Garde vor und mit ihr das Lied „. . . uns zu edler Tat begeistern . . ." Langemarck wurde genommen! Befehl ausgeführt. Eine der zündendsten Taten deutschen Waffenruhmes war vollendet. Tote bedeckten das Feld, Verwundete wurden abtransportiert, deutsche Jugend hatte gesiegt, beneidet von denen, die nicht mit dabei waren. Und der Heeresbericht: „Junge Regimenter stürmten westlich Langemarck mit dem Gesang „Deutschland, Deutschland über alles" gegen die feindlichen Stellungen und nahmen sie." Kurz und bündig, so sachlich, wie es nicht anders sein durfte, um der Tat dieses Sturmes gerecht zu werden.

Denkmäler im dankbaren Vaterlande sind heute noch die Zeichen eines großen Opfertodes und Kreuze, viele gleiche, niedere Holzkreuze auf flandrischer Erde. Aber wenn all das vergeht, wenn die Denkmäler eines Tages ein Opfer des Wetters geworden und die Kreuze längst verwittert sein werden, der Sturm am 10. November 1914 auf Langemarck bleibt in der Erinnerung des deutschen Volkes bestehen. Und späteste Geschlechter sollen es als heiliges Vermächtnis übernehmen: „Deutschland, Deutschland über alles . . ."

Beförderungen zum 9. November.

Die NSK meldet: Der Führer hat zum 9. November in der SA und SS folgende Beförderungen ausgesprochen: Zu SS-Obergruppenführern die Reichsleiter und SS-Gruppenführer Buch und Darré; zu SA-Gruppenführern den Stabsführer der Obersten SA-Führung, Brigadeführer Marxer, den Führer der SA-Gruppe Nordsee, Brigadeführer Böhmker, den Führer der SA-Gruppe Westfalen, Brigadeführer Schramme, den Führer der SA-Gruppe Mitte, Brigadeführer Kob; zum SA-Brigadeführer den Chef des Personalamtes der Obersten SA-Führung, Oberführer Grenz; zum Oberführer den Adjutanten des Chefs des Stabes Lutze, Standartenführer Reimann.

Der langjährige Adjutant des Führers, SA-Gruppenführer Wilhelm Brückner, ist anläßlich der Wiederkehr des 9. November 1923 zum Obergruppenführer befördert worden.

Ein Held in Eis und Schnee.

Der Missionar unter den Eskimos.

FK. **Rom**, im November.

Der Oblatenmissionar Stephan Bazin, Missionar auf Iglulik (70 Grad nördlicher Breite) sandte im April 1934 an seinen Bischof aus der Polarzone in Britisch-Nordamerika einen Brief, den dieser im August erhielt und der Fideskorrespondenz zur Verfügung stellte. Es spricht aus diesem Briefe ein schlichter, selbstverständlicher Heldenmut.

Am 24. Juli 1933 hatte P. Bazin in der armseligen Bretterhütte, die ihm als Kapelle, Wohnung und Vorratsraum für den Winter diente, gerade seine Messe gefeiert. Da brach Feuer aus. Ein rasender Sturm setzte ein. Es bestand keine Möglichkeit zum Löschen. Gerade konnte der Priester noch die drei geweihten Hostien bergen, die er im kleinen Tabernakel verwahrte und nach dem Gebetbuch in der Eskimosprache greifen. Im Augenblick war die Arbeit von drei vollen Jahren vernichtet. Kein Brevier mehr, kein Kultusgerät, nichts mehr zu essen, allein auf der Insel.

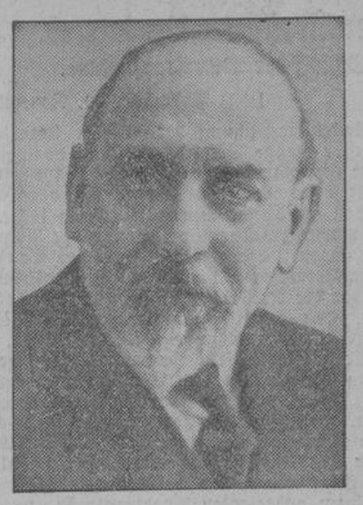
Gott dank kamen nach zwei Tagen Eskimos. Einer hatte den Brandgeruch auf 15 km Entfernung von der Insel wahrgenommen. Sie nahmen den Priester mit sich. Dieser kehrte aber nach kurzer Zeit zu seiner Insel zurück. Unter den Ueberresten der Hütte suchte er nach nicht ganz verkohlten Holzteilen und zimmerte sich ein Notobdach. Wallroßfell diente als Dach, die ausgespannten Gedärme der Tiere wurden zu Fenstern, die schwach das Tageslicht durchließen. Wenn nur nicht die Hunde so häufig Appetit auf diese Fensterscheiben gehabt hätten . . . „Eine ärmliche Behausung", meinte der Bauherr, „aber nächstes Jahr kommt der Ausbau . . ."

Der Pater beginnt zu fischen und speichert die Fische auf für die schlimme Jahreszeit. In den ersten Septembertagen ist der Missionar von Iglulik fern, da fährt eine Golette vorbei. Sie hält sogar einige Stunden. Aber die Eskimos verstehen kein Englisch, und die Besatzung beherrscht die Eskimosprache nicht. Und wiederum ist der Missionar in der entsetzlichen Einsamkeit. An Mut fehlt es ihm nicht, auch nicht an Humor, den schlimmen Dingen eine gute Seite abzugewinnen. Er hat aus dem Brand nur die Sutane gerettet, und damit muß er sich in der Kälte begnügen. Bis es wieder gelingt, ein Rentier zu schießen, um sich aus dessen Fell ein warmes Kleid zu machen, muß er Kleider und Decken der Eskimos borgen und empfängt damit auch — deren Läuse. Die Gesundheit hält glücklicherweise stand. Die Nahrung ist sehr schlecht und manchmal kommt ihn die Lust an, sich ein gutes Frühstück wie in seinem fernen Burgund zu bereiten. Er legt ein halbes Dutzend der unförmlichen halbverkohlten Bohnen auf den Rost, wie er sie nach dem Brand aus der Asche gezogen hat. Er schließt die Augen und findet das Essen ausgezeichnet. Jetzt eine Tasse Tee. Er bringt das Wasser zum Kochen, schließt aufs Neue die Augen, — diesmal nicht ganz; denn der Tee schmeckt wunderbar.

Im Schnee und Eis begraben ist der Priester mit seinen Eskimos ganz allein, nur darauf bedacht, sie zu unterrichten. Unermüdlich bringt er den Jungen den Katechismus bei, damit diese ihn ebenso rasch wieder vergessen. Er muß den Alten den Kopf zurechtrücken, die sich ein Christentum nach ihrer Art zurechtlegen möchten. Keine Messe, kein Brevier, keine Lektüre, auch keine Kommunion. Er bewahrt die drei Hostien auf, die er aus dem Feuer gerettet hat. Nur an großen Feiertagen ist Kommunion. Am 8. Dezember, dem Fest der Oblaten von der Unbefleckten Empfängnis, dann zu Weihnachten. Kann man überhaupt die namenlose Einsamkeit in Worte fassen, in der der junge Missionar lebt? Seit vier Jahren ist er in Iglulik stationiert, kaum zwei- oder dreimal hat er Weiße gesehen. Er hat keine Nachrichten mehr erhalten seit undenkbarer Zeit. Er erinnert sich an den letzten Brief, den er erhielt — mit einem Jahr Verspätung. Er enthielt die Todesnachricht seiner alten Mutter.

1933 geht zu Ende. Juni 1934 will er seinen Kurier von 1931/33 aufsuchen. Frühjahr 1934 ist er auf Besuch bei den Missionaren von Repulse Bay, die ihm eine tröstliche Nachricht verkünden. Der Bischof hat seine Mission Iglulik offiziell anerkannt — er weiß noch gar nicht, daß der Brand dort ausbrach — und will ihn alle zwei bis drei Jahre mit dem Missionsboot „Pius XI." verproviantieren.

P. Bazin schreibt seinen Brief zu Ende, den er seit bald neun Monaten mit sich herumträgt und schickt ihn ab. Dann geht's wieder auf den Posten zurück, 960 km mit dem Schlitten im Schnee. Kaum hat Bischof Turquetil den Brief seines armen Missionars in Händen, entschließt er sich, ihn in seiner Einsamkeit aufzusuchen. Trotz der vorgeschrittenen Jahreszeit muß das Missionsboot „Pius XI." auslaufen. Es verläßt Churchill am 27. August. Da setzt ein Sturm ein. Das Boot wird eine Zeitlang im Eis eingeschlossen. Am 3. Oktober kehrt der Kapitän wieder in den Hafen zurück. Sein Schiff hat durch das Packeis gelitten. Die Reise wird erst zu Beginn der schönen Jahreszeit wieder möglich sein und P. Bazin muß einen — — fünften Winter allein auf Iglulik zubringen.



Luigi Pirandello Nobelpreisträger für Literatur.

Die Akademie in Stockholm hat den diesjährigen Nobelpreis für Literatur dem italienischen Autor Luigi Pirandello zugesprochen. Pirandello, der jetzt 67 Jahre alt ist, wurde besonders bekannt durch sein berühmtes Stück „Sechs Personen suchen einen Autor". Sein Name, der bis in die Nachkriegszeit nur wenig geläufig war, hatte sich erst in den letzten Jahren endgültig durchgesetzt.



Saarbriefmarken mahnen an den Abstimmungstag.

Zur bevorstehenden Volksabstimmung werden im Saargebiet jetzt die bekannten Briefmarken mit dem Aufdruck versehen: „Volksabstimmung 1935". Damit wird die ganze Welt auf diesen entscheidenden Tag aufmerksam gemacht. Unser Bild zeigt ferner oben eine Briefverschlußmarke, die dem Abstimmungsbezirk gewidmet ist und daneben eine Ansteckbrosche, die in der Mitte ein Stück Saarkohle zeigt. Diese wird als Plakette in der Zeit des jetzigen Kampfes um die Erhaltung des Saargebietes getragen.

Die Vorschriften über Preisschilder.

DNB **Berlin**, 10. November.

Für die Beschilderung und Auszeichnung von Preisen gelten, wie von Seiten des Reichskommissars für Preisüberwachung mitgeteilt wird, folgende Vorschriften:

1. Die Verordnung über Preisschilder und Preisverzeichnisse vom 17. 12. 1931, Reichsgesetzblatt I, S. 788 (Betreffend Brot und Kleingebäck, Frischfleisch und das Friseurgewerbe);

2. Verordnung über Preisschilder und Preisverzeichnisse vom 8. 1. 1932, Reichsgesetzblatt I, S. 18 (betreffend Milch, Butter, Obst, Gemüse usw.). Diese Verordnung bezieht sich auf den Großhandel nur insoweit, als er in eigenen Verkaufsstellen und Verkaufsständen Waren an den letzten Verbraucher abgibt. (Anordnung vom 12. 2. 1923);

3. Verordnung über den Aushang von Preisverzeichnissen im Kleinhandel mit künstlichen Düngemitteln vom 20. 1. 1932, Reichsgesetzblatt I, S. 33;

4. Verordnung vom 22. 2. 1932 über die Preisbildung im Kleinhandel mit frischen, geräucherten und marinierten Seefischen, Reichsgesetzblatt I, S. 91;

5. Zweite Verordnung vom 25. 2. 1933 über Preisverzeichnisse für Schuhausbesserungen und Ausschnittleder, Reichsgesetzblatt I, S. 99;

6. Verordnung über die Preisauszeichnung im Kleinverkauf in Kaffee in vorbereiteten Packungen vom 3. 5. 1933, Reichsgesetzblatt I, S. 259;

7. Verordnung über den Kleinverkauf von Bienenhonig vom 8. 6. 1933, Reichsgesetzblatt I, S. 363;

8. Verordnung über Meldepflicht, Mengen- und Gewichtsangabe bei Markenware vom 29. 2., 1. 7., 28. 9 1932, Reichsgesetzblatt I, S. 120, 347, 492.

9. a) Anordnung vom 29. 1. 1932 betreffend Geltung der Bierpreise. Ziffer 4 dieser Anordnung ist dergestalt anzuwenden, daß bei den Preistafeln nur der jetzt geltende Preis angegeben wird; von einer Angabe des am 8. 12. 31 gültig gewesenen Preises kann abgesehen werden;

b) Verordnung über die Preisbildung für den Mineralwasserverkauf im Kleinhandel vom 9. 2. 1932, Reichsgesetzblatt I, S. 65;

c) Anordnung vom 26. 5. 1932 und 12. 4. 1933 bezw. Preisangabe für Spirituosenausschank.

Die peinliche Durchführung dieser Vorschriften ist für die Preisüberwachung von entscheidender Bedeutung. Sie ermöglicht dem Käufer den Vergleich der Preise in den verschiedenen Geschäften und bewahrt ihn davor, Geschäfte aufzusuchen, deren Preise offenbar seiner Kaufkraft nicht entsprechen oder gar erhöht sind. Gerade deswegen zwingt die Preisbeschilderung den Verkäufer zur sorgfältigsten Kalkulation der Preise.

Die NS-Hago im Kampf gegen unberechtigte Preissteigerungen.

Berlin, 9. Nov.

Die Oberste Leitung der PO, Hauptamt der NS-Hago, gibt bekannt: In Verfolg der Durchführung der Anordnung über die Erhebungen von unberechtigten Preissteigerungen werden von allen Ortsgruppenleitungen der NS-Hago im gesamten Reichsgebiet Versammlungen für die Mitglieder der NS-Hago und der Reichsbetriebsgemeinschaften 17 und 18 in der Deutschen Arbeitsfront veranstaltet werden, in denen die Mitglieder über den Sinn und die Durchführung der Aktion unterrichtet werden sollen. Auf diesem Wege werden noch einmal alle Mitglieder der NS-Hago und der Reichsbetriebsgemeinschaften 17 und 18 darauf hingewiesen, daß ihr Erscheinen zu diesen Versammlungen Pflicht ist.

Ferner werden im Rahmen der Aktion gegen unberechtigte Preissteigerungen von der NS-Hago durch besondere Beauftragte Erhebungen in den Geschäften angestellt werden. Es wird nochmals darauf hingewiesen, daß diese Erhebungen lediglich als Materialsammlung zu werten sind. Mit der Anstellung dieser Erhebungen sind nur politische Leiter beauftragt worden, die mit einem besonderen Ausweis versehen sind. Unsere politischen Leiter sind darauf verwiesen worden, daß die Erhebungen nicht zu Eingriffen in die Preisgestaltung benutzt werden dürfen. Wir bitten alle Volksgenossen aus Handwerk und Handel um die Unterstützung unserer politischen Leiter und erwarten insbesondere von allen Parteigenossen aus Handwerk und Handel, daß sie aus eigener Initiative aus ihrem Geschäft den zuständigen Ortsgruppenleitungen der NS-Hago Material über unberechtigte Preissteigerungen zur weiteren Verwendung zustellen.

100 000 Webstühle in Deutschland.

Berlin, 10. November.

Das Stabsamt des Reichsbauernführers hat vor einigen Monaten eine Bestandsaufnahme der Hauswebstühle in bäuerlichen Betrieben veranlaßt, deren Ergebnis jetzt vorliegt. Danach stehen, wie das NdZ meldet, in deutschen Bauernhäusern mehr als 100 000 Handwebstühle, von denen über 40 000 dauernd in Betrieb sind, während die übrigen als gebrauchsfähig angegeben wurden, also ohne weiteres in Betrieb genommen werden können. Die meisten Webstühle, etwa 27 000, stehen in Pommern. Dann folgen Ostpreußen mit rund 24 000, Kurmark und Hannover mit je rund 14 000. Die wenigsten Webstühle verzeichnet Baden mit 170, dann folgen der Freistaat Sachsen mit 220, Thüringen und Oldenburg mit je rund 240 und Braunschweig mit rund 250. Jeder Abbau und jede Zerstörung von Hauswebstühlen ist verboten worden. Um der Hausweberei wieder stärkeren Antrieb zu geben, sind überall Webelehrgänge für Bäuerinnen und Jungbäuerinnen eröffnet worden.

Aechtung des Kitsches.

Berlin, 9. November.

Die neue Liste der Entscheidungen auf Grund des Gesetzes zum Schutz der nationalen Symbole ist wieder außerordentlich umfangreich. In nicht weniger als 54 Fällen mußte die Verwendung nationaler Symbole für unzulässig erklärt werden. Ueberwiegend handelt es sich dabei um Schmuckgegenstände, die in Idar-Oberstein hergestellt worden sind, Halsketten, Ringe, Broschen, Ansteckadeln, Uhrzipfel usw. aus unedlen Metallen, auf denen das Hakenkreuz oder andere nationale Symbole angebracht sind. In einigen Fällen zeigen Fingerringe und Ansteknadeln auch einen ausgeprägten Kopf des Führers und die Inschrift „Gemeinnutz geht vor Eigennutz". Ebenso wurden für unzulässig erklärt eine von einem Reiseandenkenfabrikanten hergestellte gemalte Ehrenscheibe mit dem Bildnis des Führers, ferner Schuhkrem- und Bodenwachsschachteln, die Blechbilder mit nationalen Symbolen enthielten.

Ein Dietrich Eckart-Denkmal in München.

DNB **München**, 9. November.

Einem Antrag der nationalsozialistischen Stadtverordnetenfraktion entsprechend bewilligte der städtische Hauptausschuß am Donnerstag 30 000 Mark aus Mitteln des städtischen Kunstfonds als Grundstock für die Errichtung eines Dietrich Eckart-Denkmals in München. Das Denkmal soll am Rosenheimer Berg am Auslauf der „Straße des 9. November" auf dem Gelände errichtet werden, auf dem ein der Stadt gehörendes Anwesen steht.

Der Kampf gegen die Kirche in Mexiko.

$ **Mexiko-Stadt**, 9. November.

Der radikalsozialistische Block des Staates Yucatan beschloß, dem Bundeskongreß den Antrag vorzulegen, daß sämtliche Geistliche verheiratet und Mexikaner von Geburt sein müßten.

Der Kongreß des Staates Puebla nahm ein Gesetz an, in dem die Zahl der Geistlichen auf 1:50 000 beschränkt wird.

Präsident Rodriguez hatte vor einiger Zeit dem Generalstaatsanwalt Portes Bil das Material über die Betätigung der Geistlichkeit zugesandt. Der Generalstaatsanwalt hat nunmehr die Prüfung der Unterlagen beendet. Er hat sich nach Sonora begeben, wo Rodriguez vorübergehend weilt. Portes Bil wird dem Präsidenten eingehend Bericht erstatten.

Die Mundhygiene: ODOL-Zahnpasta ODOL-Mundwasser ODOL-Zahnbürste

Aus Westdeutschland.

Der Lippstädter Bankprozeß.

Schluß der Beweisaufnahme.

DNB **Paderborn**, 9. November.

In der Nachmittagssitzung der Großen Strafkammer wurde als erster Zeuge Direktor Habig vom Zementwerk in Oelde vernommen, der sich über die 100 000 Mark aus den Mitteln der Kreditsicherheit für ein dem Zementwerk „Fortuna" gewährtes Darlehen äußern sollte. Wesentliches vermochte er aber zur Klärung der Angelegenheit nicht zu sagen. Der letzte Zeuge der Beweisaufnahme, Verbandsrevisor Stork, machte eingehende Bekundungen über die Art der Verfehlungen, die nur durch den Umstand, daß sämtliche Angeklagten einmütig und Schulter an Schulter zusammengearbeitet hätten, viele Jahre verdeckt geblieben sein können. Der Zeuge hatte innerhalb von drei Jahren drei Revisionen durchgeführt, als von den Angeklagten die Transaktionen bereits im Gange waren. Von den Buchungsmanövern hatte er aber keine Kenntnis bekommen. Hierzu habe auch der Umstand zugunsten der Angeklagten gesprochen, daß die zahlreichen Kunden der Bank aus reiner Vertrauensseligkeit heraus einfach die ihnen vorgelegten Anerkenntnisse unterzeichneten, so daß die Beamten stets bei der Revision für die entsprechenden Belege rechtzeitig sorgen konnten. Zum Geständnis des Vogt, das dieser in seiner Gegenwart abgelegt hatte, bekundete er, daß Vogt ihm in niedergedrückter Verfassung über alle Einzelheiten und die Art der Transaktionen genau Auskunft gegeben habe und so ganz erheblich zur schnellen Aufklärung der Sache beigetragen habe. Sein Bestreben sei in der Hauptsache von Anfang der Aufdeckung der Verfehlung an dahingegangen, die Bank zu erhalten. Zum Schluß der Nachmittagsverhandlung gab Vogt bekannt, daß die Gewerbebank Lippstadt die einzige Bank in Deutschland sei, die mit einem derartig niedrigen Verlustbetrag dastehe. Die Beweisaufnahme wurde hierauf mit Einverständnis aller Prozeßbeteiligten geschlossen. Am Montag wird der Staatsanwalt sein Plädoyer halten.

Großer Schulhausbrand in Paderborn.

:: **Paderborn**, 9. November.

Am Freitag morgen entstand in dem Dachstuhl der Herz-Jesu-Schule in Paderborn ein Brand, der seinen Ausgangspunkt wahrscheinlich in einer dort befindlichen Wohnung hatte. Die Feuerwehr war schnell zur Stelle, jedoch gestalteten sich die Löscharbeiten sehr schwierig, zumal die Rauchentwicklung besonders heftig war. Nach vierstündiger Tätigkeit konnte die Feuerwehr wieder abrücken. Der entstandene Sachschaden ist sehr beträchtlich. Personen kamen glücklicherweise nicht zu Schaden.

Das Urteil im Essener Hochverratsprozeß.

Zuchthaus und Gefängnis.

:: **Essen**, 9. November.

Nach viertägiger Verhandlung fällte der dritte Strafsenat des Oberlandesgerichts Hamm am Donnerstag das Urteil im großen Essener Hochverratsprozeß, in dem sich 51 Angeklagte, darunter sechs Frauen, unter Ausschluß der Oeffentlichkeit zu verantworten hatten. Neun Angeklagte wurden freigesprochen, während fünf Angeklagte wegen Vergehens gegen die Notverordnung des Reichspräsidenten zum Schutze des deutschen Volkes vom 4. Februar 1933 und die übrigen wegen Vorbereitung zum Hochverrat zu schweren Zuchthaus- und Gefängnisstrafen verurteilt wurden. Insgesamt fällte der Strafsenat 15 Jahre und einen Monat Zuchthaus, und 52 Jahre, neun Monate und eine Woche Gefängnis. Die Zuchthausstrafen bewegen sich zwischen zwei Jahren und acht Monaten und ein Jahr sechs Monaten, die Gefängnisstrafen zwischen zwei Jahren, sechs Monaten und eine Woche.

„Eierkönig" Jungermann wieder vor Gericht

Diesmal wegen Devisenschiebungen.

:: **Essen**, 9. November.

Der sogenannte Eierkönig Markus Jungermann, einer der Hauptversorger des Industriegebiets mit Eiern, der schon im vergangenen Jahre wegen Betruges von der Essener Strafkammer zu einer einjährigen Gefängnisstrafe verurteilt worden war, stand jetzt wieder vor dem Richter. Jungermann war der Devisenschiebung angeklagt. Er verstand es unter Vorspiegelung falscher Tatsachen, sich Rechnungsbeträge in Höhe von 1 044 000 RM. bei der Devisenstelle zu genehmigen, ohne Geschäfte in dieser Höhe mit dem Auslande getätigt zu haben. Weiter Jungermann zur Last gelegt, daß er entgegen den Bestimmungen der Devisenverordnungen an das Ausland bezw. an Inländer zu Gunsten von Ausländern Zahlungen geleistet habe. Dann wurde dem Angeklagten noch Effektengeschäfte vorgeworfen, die ebenfalls nicht zur Genehmigung der Devisenstelle vorgelegen hatten. Jungermann wußte sich seinen Vorteil in der Weise zu verschaffen, daß er seine Lieferanten nicht bezahlte, aber mit den dafür vorgesehenen Devisenbeträgen an der Amsterdamer Börse Effektengeschäfte tätigte und die auf diese Art erworbenen Devisen unter großem Gewinn in Deutschland an den Mann zu bringen wußte. Die Höhe der auf diese Weise unrechtmäßig erlangten Devisen beträgt mehrere 100 000 RM.

Nach dreitägiger Verhandlung beantragte der Staatsanwalt gegen ihn wegen schwersten Devisenverbrechens eine Gesamtzuchthausstrafe von vier Jahren, eine Geldstrafe von 165 000 RM. ersatzweise 15 Monate Zuchthaus, und fünf Jahre Ehrverlust. Die Untersuchungshaft soll angerechnet werden. Gleichzeitig forderte der Staatsanwalt die Einziehung der beschlagnahmten Werte des Jungermann, darunter eines Hypothekenbriefes von 100 000 Gulden und eines Scheinkontos von 21 000 Mollarbonds. Das Landesfinanzamt Düsseldorf, das als Nebenkläger auftrat, schloß sich den Ausführungen des Staatsanwalts an und beantragte das gleiche Strafmaß. Jungermann und seine beiden Verteidiger baten um mildere Strafe. Jungermann mit dem Hinzufügen, ihn aus der Haft für mehrere Monate zu entlassen.

Die Urteilsverkündung erfolgt am Samstagmittag.

Zur Autobahn gehört der Baum!

Duisburg, 10. November.

Ein Mitarbeiter des Generalinspektors für die Reichsautobahnen Dr. Todt, Architekt Seifert aus München, sprach in Duisburg vor einem großen Kreis von Technikern über Reichsautobahnen und Landschaft. Es komme bei der Erstellung der Reichsautobahnen auf eine organische Eingliederung der Straße in das Landschaftsgebilde an. Die heute zu bildende Straße müsse ein Werk der Techniker sein. Der Baum müsse als Hauptwesensmerkmal des Landschaftsbildes Bestandteil jeder Reichsautobahn werden. Dabei kommt es natürlich auf die richtige Bepflanzung an, um der Straße technische Vollkommenheit und höchste Schönheit zu vermitteln. Es dürfe nicht ein Gegenstück zu der Köln-Bonner Autostraße geschaffen werden, die in ihrer Eintönigkeit auf den Fahrer ermüdend wirke. Auch in der Mitte der Straße werde der Blendschutz aus Strauchwerk bestehen. Der Rhythmus der Landstraße muß den Fahrer zum Mitschwingen bringen und das könne nur erreicht werden, wenn jede zu bauende Straße der typische Ausdruck der Landschaft sei. Lichtbilder umrahmten den Vortrag.

Deutschlands größte Balkenbrücke.

Die Rheinbrücke zwischen Duisburg-Hochfeld und Werthausen.

Duisburg-Hamborn, 10. November.

500 Arbeiter sind seit dem Beginn der Arbeitsschlacht 1934 beim Bau der neuen Rheinbrücke tätig, die Duisburg mit dem niederrheinischen Land und dem benachbarten Holland verbinden soll. Von dem Fortschritt der Bauarbeiten konnten sich die Vertreter der niederrheinischen Presse bei einer Besichtigung unter der Führung der Stadtbauräte Holke und Sievers überzeugen. Die Bauleitung will die Arbeit auch den Winter hindurch fortführen und hat dafür umfassende Vorkehrungen getroffen. Die rechtsrheinische Brückenrampe bei Hochfeld ist bis auf eine kleine Lücke in der Auffahrt fertiggestellt. Linksrheinisch ist die Rampe zwar erst zur Hälfte fertig; dafür stehen dort aber bereits die sieben Landpfeiler der Vorflutbrücke, sieben gewaltige Betonklötze, mit Granit verkleidet.

Acht Bäckereien geschlossen.

× **Kassel**, 9. Nov.

Die Pressestelle des Polizeipräsidiums teilt mit: Die gestern erfolgte Prüfung in den Bäckereien Kassels ergab bei acht Bäckereien ein so erhebliches Mindergewicht des Brotes, daß die Schließung der betreffenden Läden zwecks weiterer Prüfung sofort erfolgen mußte.

Aufregung um ein Mädchen.

Frankfurt a. M., 10. November.

Erhebliche Telegrammkosten und einige Aufregung bei verschiedenen englischen Konsulaten in Deutschland und den Angehörigen eines englischen Mädchens hat es in diesen Tagen, wie man vom britischen Generalkonsulat in Frankfurt hört, gegeben. Die 21jährige Betty Malcolm, die Tochter eines englischen Generals, hatte ganz allein eine 14tägige Kraftwagenreise durch Europa gemacht, die sie von Genf über Norditalien und Tirol nach Wien und von dort nach München führte. Die Reise sollte ihren Höhepunkt in Frankfurt mit dem Besuch von Verwandten finden. Da aber 14 Tage lang keinerlei Nachricht von der Tochter an den General gelangte, alarmierte er verschiedene britische Konsulate in Deutschland, darunter auch die Generalkonsulate in Frankfurt und München, wodurch nun auch die deutschen Behörden in Bewegung gesetzt wurden. Der Mittelpunkt der Nachforschungen, bei denen auch die Reuter-Agentur eine Rolle spielte, war Frankfurt geworden. Den Besuch bei den Verwandten hatte Fräulein Malcolm unterlassen und es vorgezogen, in einem Hotel zu übernachten. An ihren Vater hat sie offenbar erst telegraphiert, als sie auf die Nachforschungen aufmerksam geworden war.

★

)!(**Duisburg-Hamborn**, 8. Nov. **Neuer Kapellmeister der Duisburger Oper.** Für den kürzlich verstorbenen Ersten Kapellmeister der Duisburger Oper, Wilhelm Grümmer, ist der bisher an der Kieler Oper wirkende Kapellmeister Berthold Lehmann verpflichtet worden. Lehmann, der erst 26 Jahre alt ist, gab eine vielversprechende Antrittsvorstellung in „Butterfly".

Das Schlagetermal sollte gesprengt werden.

Enthüllungen im Düsseldorfer Mordprozeß.

:: **Düsseldorf**, 9. November.

Der zweite Verhandlungstag gegen den Kommunisten Josef Burgard, der beschuldigt wird, den Jungstahlhelmer Kurt Schulz erschossen zu haben, brachte die Fortsetzung der Zeugenvernehmung; besonderes Interesse brachte man den Aussagen des ersten Zeugen — mehrere standen seinerzeit selbst unter Tatverdacht und zeigten zugunsten des Angeklagten einen eigentümlichen Gedächtnisschwund — des Kommunisten Tusche, der wie er angab, schon bei Spartakus als Kurier tätig war. Da weder der Psychiater noch der Untersuchungsrichter Zweifel an der Richtigkeit seiner tatsächlichen Bekundungen äußerten, wurde er vereidigt. Der Zeuge, früherer Kurier der Spartakisten, dann Kommunist und Antifaschist, verkehrte häufig in der Wohnung des Düsseldorfer Antifa-Leiters Dettmar. Hier, erklärt er, hatte wenige Tage vor der Einweihung des Schlageter-Ehrenmals eine geheime Besprechung stattgefunden. Man suchte verwegene Burschen, die das Ehrenmal sprengen sollten. Anscheinend hatte man vergebens gesucht, denn aus dem Plane wurde nichts.

Nach den weiteren Aussagen dieses Zeugen hat sich der Angeklagte mehrfach der Ermordung des Schulz gerühmt. Ungefähr vier Wochen nach der Tat habe Burgard in der Wohnung des Dettmar zwei Pistolen gereinigt, die eine, eine Pistole 0,8, habe Dettmar entladen und dann mehrmals damit repetiert. Er habe dann gesagt: „Ladehemmung! Genau wie an jenem Abend, als ich den dritten Schuß abgeben wollte!" Bei der Antifa habe man damals zunächst einen anderen Jungstahlhelmer zum Opfer erkoren. Schließlich sei Schulz zum Tode verurteilt worden, da er der Düsseldorfer Antifa gefährlich werde. Der Zeuge erklärte, er habe dann die Sache schon Ende 1931 der Polizei gemeldet. Daraufhin habe eine systematische Verfolgung gegen ihn durch die KPD eingesetzt. Ein kommunistischer Rechtsanwalt habe ihn veranlassen wollen, seine belastenden Aussagen zu widerrufen.

Bei seiner Vernehmung erklärte der Verhandlungsrichter, die Aussagen des Zeugen würden durch andere Feststellungen in vielen Punkten bestätigt.

Nach Vernehmung anderer Zeugen wurde die Verhandlung auf Freitag vertagt.

In dem am Mittwoch begonnenen Prozeß wegen der Erschießung des Jungstahlhelmers Schulz wurde am Freitag der Angeklagte Josef Burgard wegen Totschlags zu 15 Jahren Zuchthaus und zu 10 Jahren Ehrverlust verurteilt. Aus der Zeugenvernehmung ergab sich, daß Burgard den tödlichen Schuß auf Schulz abgegeben haben muß. Wenn auch für einen Mord viele Verdachtsmomente vorlagen, so reichen diese jedoch nicht aus. Das Gericht nahm deshalb Totschlag an und erkannte wegen der schweren Vorstrafen des Angeklagten auf die angegebene Höchststrafe.

Der „Heurige" ein guter Tropfen.

Wie wird das Weihnachtsgeschäft?

:: **Koblenz**, 8. November.

Die letzten Spätlesen der edelreifen und edelfaulen Trauben sind nunmehr eingebracht worden. Durch das Wetter im Oktober wurde die Bildung der erwünschten Edelfäule gefördert. Die Mostgewichte haben die Erwartungen übertroffen. Während am Mittelrhein 119 und an der Nahe 135 Grad Oechsle gemessen wurden, wurden in den Qualitätsweinbaugemarkungen in Rheinhessen Mostgewichte von über 200 Grad Oechsle festgestellt.

Was die Lage des Weinbaues in den mittelrheinischen Weinbaugemeinden betrifft, so hat sich der „Neue" sehr gut entwickelt und überraschend schnell gehellt. Die Proben der Jungweine sind zur vollsten Zufriedenheit ausgefallen und berechtigen zu der Hoffnung, daß der „Heurige" als sehr guter Tropfen auch den erwünschten Absatz findet. Das Verkaufsgeschäft ist jetzt ruhig. Die Vorbereitungen für das Weihnachtsgeschäft, das in aller Kürze aufgenommen werden wird, sind getroffen. Weinbau und Weinhandel hoffen jetzt auf guten Absatz. — In einer Reihe von Weinbergen ist die Winzerschaft bereits mit den vorwinterlichen Arbeiten beschäftigt. Rodungen sind vereinzelt aufgenommen worden.

An der Mittelmosel und Saar ist die Weinlese bis auf einige Güter, die noch in der Spätlese stehen, abgeschlossen. Ein so früher Leseschluß ist bisher an der Mosel nur selten zu verzeichnen gewesen. In den mittleren Weinberglagen stehen die Weinstöcke jetzt traubenleer. In diesen Tagen werden auch diejenigen Reben, deren Behang man zur Erdelfäule bringen wollte, abgeerntet sein. Zum Teil sind durch den Regen der vergangenen Woche, der hier und da sogar wolkenbruchartig auftrat, die Trauben aufgeplatzt und ausgewaschen worden, sodaß sowohl Qualitäts wie Mengenverluste auftraten. Mostgewicht und Säure, deren Verhältnis für die Zuckerung entscheidend ist, standen in diesem Jahr durchweg in einem harmonischen Verhältnis, man ist vielfach der Ansicht, daß eine Zuckerung kaum nötig sein wird. Ueberaus hohe Mengenerträgnisse wurden in einzelnen Gemarkungen der Mittelmosel geerntet. Besonders hohe Mostgewichte waren mit 118 Grad Oechsle in Trittenheim, 116 Grad in Zeltingen usw. errechnet worden. Die Säure ging in den seltensten Fällen über 10 pro Mille hinaus. Bei Trier und unterhalb Trier bis Neumagen, wo die Weinberge weniger Spitzengewächse hervorbringen, lagen die Mostgewichte zwischen 72 und 96 Grad, die Säureanteile bei 7,5 bis 11 pro Mille.

Während man noch in Serring und Ockfen auf der Domäne und in den Wingerten der größeren Weingüter an der Saar, ebenso in Piesport, Bernkastel, Graach und Wehlen mit der Spätlese beschäftigt ist, hat sich in den Kellern der früh geernteten Wein schon geklärt.

Wetterbericht.

:: **Essen**, 10. November.

Vorhersage für Sonntag: Noch immer lebhafte Winde aus südlichen bis südwestlichen Richtungen, meist stark bewölkt mit Niederschlägen ohne wesentliche Temperaturänderung, nur zeitweise etwas aufklarend.

Vorhersage für Montag: Fortbestand des unbeständigen Wetters mit zeitweiligen Regenschauern, Temperaturrückgang, im allgemeinen aber Wetterberuhigung.

Armer, kleiner Hann.

Roman von Liane Sanden.

Copyright: Horn-Verlag, Berlin W. 35. (Nachdruck verboten.)

2)

Marike wendet sich mit einem Ruck herum. Da kannst du lange warten, bis ich danke. Sie haßt diesen Typ mit den weichlichen Augen und diesem begehrlichen Munde. Alles, was stark und rein und ungebrochen ist in ihr, wehrt sich gegen solche Männer.

„Die Dame ist von Gut Buchenwalde?" fragt der Herr den Schaffner, der das Fenster wieder hochzieht, „ich muß sie schon mal irgendwo gesehen haben, komme nur nicht auf den Namen. Rauchen Sie übrigens?" Er holt eine Zigarrentasche hervor.

„Vielen Dank", der Schaffner nimmt eine der dunklen Zigarren, „Fräulein Simanat ist Erzieherin auf dem Gut Buchenwalde, ich habe nämlich meinen Jungen da als Chauffeur kennen der Herr Buchenwalde?"

„Flüchtig, schöner Besitz. Na, dann guten Abend."

Der Herr tippt an die Mütze und geht seinem Abteil zu. Ein Lächeln ist in seinen Augen. Aber es ist ein böses Lächeln. Marike Simanat auf Buchenwalde, nimm dich in acht, Marike Simanat. Solch mädchenhafter Stolz zu solcher hellen blonden Schönheit — das reizt.

— — — — — — — — — — — —

„Guten Tach auch, Freileinchen", sagt der alte Gepäckträger von der Station und nimmt die Gepäckstücke Marikes auf, „der Wagen vom Schloß wartet schon."

Während Marike neben dem Alten den menschenleeren Bahnsteig entlang geht, erkundigt sie sich schon nach allerlei. Ob die Frida, die Tochter schon wieder auf wäre. Ja, das wäre sie wohl, aber was die Blesse wär, die Kuh, die war noch immer nich so recht. Gepäckträger Plaschkus scheint über die Krankheit der Blesse beinahe besorgter als über die Krankheit seiner Tochter. Aber Marike kennt die Deutschbalten hier, sie sind ebenso wie die aus der ostpreußischen Heimat. Von sich und ihren Menschen machen sie nicht viel Worte.

Der Kutscher vom Gut steht neben dem Jagdwagen; er strahlt über's ganze alte Gesicht wie er Marike sieht. Sie fühlt immer, wie schnell sie Verbundenheit mit allen Leuten vom Gut Buchenwalde bekommen hat. Mit allen Verbundenheit, zum kleinen Hann sogar Liebe — nur zur Herrin von Buchenwalde nicht. Sie seufzt auf.

„Na, Karrinke, wie geht's dem Hann?"

„Der Hannchen, der freit sich, daß Sie wiederkommen, Freileinchen."

Der alte Kutscher verstaut das Gepäck. Umständlich und sorglich hüllt er Marike in die Decke.

„Machen Sie sich's mal warm, Freileinchen, pust janz scheen heit Abend."

„Auf der Nehrung hat's noch mehr gepustet, Karrinke. Na, dann fahren Sie mal los. Ich fürcht' beinahe, der Hann, der schläft noch nicht vor lauter Aufregung." Karrinke klettert steifbeinig auf den Bock, seine sechzig Jahre machen sich jetzt doch bemerkbar. „Is ja kein Wunder, daß er wartet, der Hannchen, kimmert sich doch keiner so um das Jungchen. Gott sei's geklagt —"

Er brummte etwas vor sich hin, was wie „Wirtschaft verfluchte" klingt. Aber Marike hört es nicht — oder sie will es nicht hören. Sie weiß ja, wie sie alle über die junge Frau denken, die der Baron sich damals mitgebracht hatte. Aber sie darf solche Dinge nicht hören. Sie ist zwar Angestellte wie die vielen anderen; aber in Bezug auf Takt muß sie doch den andern ein Vorbild sein.

Der Wagen fährt durch die Nacht. Der Wind geht. Große weiße Wolken gehen schnell am Himmel dahin, dazwischen kommt immer wieder ein Stück des dunklen besternten Himmelgewölbes und die Scheibe des Mondes. Es sieht aus als wandert der Mond sehr schnell, so rasch gehen die weißen Wolken. Aus den kleinen Bauerngärten und von den Feldern riecht es frisch nach Regen und Erde.

Immer, wenn Marike so in die Nacht hineinfährt mit dem kleinen Wagen, ist es ihr wie in der Jugendzeit. Wie oft ist sie mit dem Vater so über Land gefahren, wenn er von Krankenbesuchen kam oder wenn man zu irgend welchen Gemeindemitgliedern fuhr. Dieser charakteristische Geruch von Erdschollen und Feuchtigkeit und diese Wolke am besternten Himmel ist alles wie Kindheit. Der Kopf des Pferdes schwankt in dunklen Umrissen vor ihr, sie sieht den gebeugten Rücken des Kutschers. Es ist ein gleichmäßiges sanftes Schaukeln. Schließlich wird sie müde und schläft ein. Sie erwacht, wie die Hufe des Pferdes härter auf dem Pflaster aufschlagen. Das ist schon das Vorwerk. Gleich ist man auf Schloß Buchenwalde. Da schaut es auch schon durch die Nacht mit seinen hellen Lichteraugen. Der alte Karrinke knallt einmal mit der Peitsche. Nun geht das Pferd leise auf dem weichen Sande, der frisch auf die Einfahrt des Schloßhofes gestreut wurde.

Ein Mädchen kommt die Treppe herunter:

„Tagchen auch, Fräulein Marike."

„Tag Emma, na, alles gut?"

„Viel zu tun, Fräulein Marike, jetzt vor dem Fest, alle Fremdenzimmer haben wir schon fertig gemacht. Morgen kommt der erste Besuch."

Ach, du lieber Gott, denkt Marike, alle Fremdenzimmer — das wird etwas Schönes geben.

Frau Anja von Dauk konnte auch nicht leben ohne ewigen Trubel um sich herum. War einmal kein Besuch da dann war sie mißmutig, hetzte das ganze Haus durcheinander, lief unangezogen und unbefriedigt im Hause herum. Kaum aber waren Gäste da, dann war sie strahlend, fröhlich, die eleganteste und schönste Frau im Kreise.

Marike verstand so etwas nicht. Wenn sie ein eigenes Haus gehabt hätte — und wäre es das kleinste und bescheidenste Heim gewesen — wie glücklich wäre sie gewesen. Liebe Gäste gewiß, aber doch nur Menschen, die zu einem paßten. Mit denen man mehr sprechen konnte als ein oberflächliches Wort — nicht dieser gräßliche leere Gesellschaftstratsch.

Und das alles knapp ein Jahr, nachdem Baron von Dauk gestorben war. Unter so gräßlichen Umständen gestorben. Sie hatte eben kein Herz, die schöne Frau Anja.

Marike ging leise den Korridor hinauf zu ihrem Zimmer. Es waren lange Korridore, weiß, säulengetragen mit alten Ahnenbildern der Dauks an den Wänden. In dem ungewissen Licht der kleinen elektrischen Lampe sahen die Bilder stumm und ernst auf Marike herab. Immer wieder wurde sie von ihnen gefesselt. Die ganze Geschichte des Hauses Dauk sprach aus ihnen. Seit ein paar Jahrhunderten waren sie hier im Lande, hatten sich ausgebreitet, sich verlippt, verschwägert mit den andern Familien. Lettisches und russisches Blut war hinzugekommen. Aber immer war ihnen allen eigentümlich dieses Durchdringende der blauen Augen, dieser kühne Schnitt des Gesichts. Es waren veredelt die gleichen Gesichter, wie Marike sie von der Heimat her kannte. Und wieder mußte sie denken, wieso der letzte Baron von Dauk sich gerade Frau Anja geholt hatte. Aber darüber dachten wohl viele nach die unter Frau Anjas Härte und Launenhaftigkeit litten. Das Rätsel um den Tod des Barons von Dauk hatte sich niemals gelöst. Alle Untersuchungen der Kriminalpolizei hatten nichts zu Tage gefördert. Niemand hatte etwas gewußt, am wenigsten die Witwe, die in untröstlichem Jammer versunken schien. Aber zu diesem Jammer paßte es sehr wenig, daß schon ein dreiviertel Jahr nach dem plötzlichen Tode Joachim von Dauks das Haus hier erfüllt war von Fröhlichkeit, von Menschen, von Geselligkeit im größten Stil.

Nun war Marike an ihrem Zimmer angelangt. Es lag in einem Seitenflügel. Daneben die beiden Zimmer des kleinen Hann. Ob er schlief? Marike ging auf Fußspitzen an die Tür, drückte die Klinke nieder.

„Marike, bist du es?" fragte die kleine Stimme.

„Aber Hann, noch munter? Kind, du müßtest doch längst schlafen."

„Mach doch Licht, Marike, bitte, mach doch einen Augenblick Licht."

Marike Simanat knipste die elektrische Nachttischlampe an. Ihr sanfter Schein legte sich auf das weiße Kinderbett. Auf die Kissen und auf das magere Gesicht des kleinen Knaben, der sich jetzt freudestrahlend aufrichtete. Seine traurigen Augen leuchteten selig.

Marike setzte sich auf den Bettrand, umschlang das schmächtige Körperchen zärtlich und küßte Hann auf sein weiches braunes Haar.

„Marike, Marike, liebe — liebe Marike" der Kleine konnte kaum sprechen. Sein Herzchen flog. Er zitterte und schmiegte sich enger in Marikes Arme.

„Aber Hann, was für eine Aufregung. Du tust ja gerade, als ob ich aus Amerika käme. Ich war ja nur ein paar Tage in Deutschland. Beruhige dich doch, Hann."

Marike erschrak wieder vor der leidenschaftlichen Erregung, die in dem Kinde lebte. „Du mußt doch ruhig sein Hann, du weißt, es schadet dir."

Fest hielt sie den kleinen Kinderkopf, streichelte langsam und gleichmäßig über das Haar. Allmählich beruhigte sich die leidenschaftliche Bewegung des Kindes.

„Ich bin ja schon still, Marike, ach, es war so furchtbar lange. Es war, als ob du viele Monate weggewesen wärst! Mir war so einsam, Marike — ich habe so auf dich gewartet."

Seine Stimme zitterte. Er bemühte sich ein Schluchzen zu unterdrücken.

„Nun bin ich ja da, Hann, nun geh ich ganz gewiß nicht wieder weg. Und ich habe dir auch etwas mitgebracht, Hann."

„Wo hast du es, ach zeig's mir doch!"

Das kam so kindlich und begeistert, daß Marike ganz beruhigt war. Er war doch trotz all seines vorzeitigen Ernstes und seines schwermütigen Wesens ein richtiges Kind, ihr kleiner Hann.

„Ich hol's dir schon. Legst dich inzwischen brav hin und dann wird hübsch geschlafen."

Hann nickte glückselig. Er wandte keinen Blick von Marike.

„Laß die Tür auf, Marike." Durch den Türspalt sah er, wie Marike ihren kleinen Koffer öffnete. Nun raschelte Papier. Jetzt kam Marike wieder.

„Sieh mal, Hann, das habe ich dir mitgebracht. Für deine Briefmarken und das zum Naschen"

Sie legte ihre Geschenke auf die Bettdecke.

(Fortsetzung folgt.)



Winterarbeit in den Fliegerortsgruppen des DLV.

✕ **Münster, 10. November.**

In Münster fand eine Besprechung sämtlicher Fliegerortsgruppen innerhalb der Fliegergruppe 11 Münsterland statt. Im Verlaufe der Besprechung wurden insbesondere Fragen organisatorischer Art, Fragen einer engeren Verbindung zwischen den Mitgliedern der Fliegerortsgruppen und ihre Belehrung und Unterrichtung über die deutsche Sportfliegerei behandelt. Des ferneren wurde durch ein besonderes Referat des zuständigen Sachbearbeiters der Fliegerlandesgruppe die Frage einer intensiven Propaganda und Werbung für den deutschen Luftsport herausgestellt. Auch für den Bau von Segelflugzeugen durch die Fliegerstürme und über die Vorbereitungen, die im Winterhalbjahr getroffen werden müssen, um mit Beginn des nächsten Frühjahrs den Segelflugsport in verstärktem Maße wieder aufnehmen zu können, wurden kurze Richtlinien gegeben, die in Spezialbesprechungen noch vertieft werden müssen.

Hinsichtlich der körperlichen Ertüchtigung in den Fliegerstürmen wurde allseitig zugestimmt, daß die geländesportliche Ausbildung unserer jungen Segelflieger auch im Winter fortgesetzt werden und gefördert werden müsse, daß mit Beginn des kommenden Frühjahrs sämtliche Angehörige der Fliegerstürme das SA-Sportabzeichen ihr Eigen nennen könnten.

Zum Schluß faßte Fliegerlandesgruppenführer Sieler die in der Besprechung und Aussprache hervorgetretenen Punkte nochmals zu einem Gesamtüberblick zusammen und erklärte, daß jede einzelne Fliegerortsgruppe in ihrer Arbeit die tatkräftige Unterstützung der Fliegerlandesgruppe finden werde, und dort, wo es erforderlich werde, würden auch geeignete Hilfskräfte zur Verfügung gestellt werden.

Oelgewinnung aus Bucheckern.

Die Regierungspressestelle teilt folgendes mit:

Nach Mitteilung des Herrn Reichsministers für Ernährung und Landwirtschaft wird nunmehr auch für das aus Bucheckern gewonnene Oel von der Reichsstelle für Getreide, Futtermittel und sonstige landwirtschaftliche Erzeugnisse eine Ausgleichsvergütung von 50 Rm. je 100 Kilogramm gezahlt, um die in diesem Jahre außergewöhnlich reiche Ernte an Bucheckernkernen für die inländische Oelgewinnung nutzbar zu machen. Die Oelmühlen erhalten diese Ausgleichsvergütung ebenso wie bei der Verarbeitung inländischer Raps-, Rübsen-, Lein- und Mohnsaat dann, wenn sie die Bucheckern auf Grund eines Schlaglohnvertrags für den Eigenverbrauch des Sammlers schlagen und dem Sammler das Oel, abgesehen vom reinen Schlaglohn, frei von allen übrigen Zuschlägen liefern. Um aber auch das Sammeln und Verwerten von Bucheckern über den Eigenverbrauch der Sammler hinaus zu fördern, und um hiermit zugleich der minderbemittelten Bevölkerungsschicht eine Verdienstmöglichkeit zu schaffen, erhalten die Oelmühlen die gleiche Ausgleichsvergütung für die von ihnen käuflich erworbenen Bucheckern auf Antrag auch dann, wenn sie den Nachweis erbringen, daß sie dafür einen Kaufpreis von mindestens 14 Rm. je Doppelzentner gezahlt haben. Der Preis gilt für gute, gesunde, trockene Ware (zur Herstellung von Speiseöl geeignet). Als Abrechnungsgrundlage ist eine Oelausbeute von 20 v. H. festgesetzt worden. Die bei der Verarbeitung von Bucheckern im Rahmen der hier in Rede stehenden Maßnahmen anfallenden Oelkuchen werden von der Monopolabgabe freigestellt werden. Nähere Auskunft erteilen die Landratsämter und die Bürgermeisterämter.

Stadttheater Münster i. W.

Spielplan vom 11. bis 18. November 1934.

Stadttheater.

Sonntag, 11. Nov., 15,15 Uhr: „Liebe und Trompetenblasen" (Operette). — 19,30 Uhr, Miete So. 5: Neueinstudierung „Der fliegende Holländer" (Oper).

Montag, 12. Nov., 20 Uhr, Miete Mo. 5: „Liebe und Trompetenblasen" (Operette).

Dienstag, 13. Nov., 20 Uhr, Miete Di. A 5: „Der fliegende Holländer" (Oper).

Mittwoch, 14. Nov., 20 Uhr, Miete Mi. A 5: „Liebe und Trompetenblasen" (Operette).

Donnerstag, 15. Nov., 20 Uhr, Miete Do. A 5: Erstaufführung „Der Sturm" (Schauspiel).

Freitag, 16. Nov., 20 Uhr, Miete Fr. A 5: „Der fliegende Holländer" (Oper).

Samstag, 17. Nov., 20 Uhr: „Der Troubadour" (Oper).

Sonntag, 18. Nov., 11 Uhr: 1. Gastspiel der Max und Moritz-Bühne „Max und Moritz", 6 lustige Bubenstreich. — 15,15 Uhr: „Der Vogelhändler" (Operette). — 19,30 Uhr: „Der Troubadour" (Oper).

Kammerspielhaus.

Sonntag, 11. Nov., 20 Uhr: „Hau — ruck!" (Lustspiel).

Dienstag, 13. Nov., 20 Uhr: „Konsul Michael" (Komödie).

Mittwoch, 14. Nov., 20 Uhr: „Ein Kerl, der spekuliert" (Komödie).

Freitag, 16. Nov., 20 Uhr: „Hau — ruck!" (Lustspiel).

Samstag, 17. Nov., 20 Uhr: „Konsul Michael" (Komödie).

Sonntag, 18. Nov., 20 Uhr: „Hau — ruck!" (Lustspiel).

Neue Wege der Kreditwirtschaft.

In den angelsächsischen Ländern sind die Bausparkassen bereits seit mehr als 100 Jahren fest in der Wirtschaft verankert und stellen eine jeder anderen ebenbürtige Kapitalmacht dar. In Deutschland hat sich der Gedanke des Gemeinschaftssparens dagegen erst seit etwa zehn Jahren Bahn brechen können, um dann allerdings eine Entwicklung zu nehmen, die selbst die Optimisten überraschen mußte. Die verständnisvolle Förderung, die die Idee des Gemeinschaftssparens durch die Regierung der nationalsozialistischen Revolution fand — man denke nur an den 100-Millionen-Kredit für die Bausparkassen und das Gesetz über Zweckparunternehmungen vom 17. Mai 1933 — hat nicht zuletzt ihren Grund darin, daß die Gemeinschaftssparinstitute den Grundsatz der Brechung der Zinsknechtschaft praktisch durchführten. Bekanntlich unterscheiden sich die Bausparkassen von den Zweckparunternehmungen gemäß der Vorschrift des § 112 des Versicherungsgesetzes darin, daß Kredite zur Beschaffung und Verbesserung von Wohnungen und Siedlungen nur von den Bausparkassen, alle übrigen Kredite aber von den Zweckparunternehmungen gewährt werden dürfen. Ueber die manchmal recht schwierige Frage der Abgrenzung schweben zur Zeit unter der Leitung des Führers der Wirtschaftsgruppe „Bausparkassen und Zweckparunternehmungen" in der Gesamtorganisation der gewerblichen Wirtschaft Verhandlungen mit dem Ziele, eine klarere Abgrenzung des beiderseitigen Geschäftsbereichs zu schaffen als es bisher möglich war. Durch diese Verhandlungen sollen die Zweckparunternehmungen besonders in die Finanzierung der Hausreparaturen eingeschaltet werden. Der Reichsstand des deutschen Handwerks hob nämlich in seinem Vierteljahresbericht hervor, daß die Aktion für Reichszuschüsse zu Instandsetzungs- und Umbauarbeiten abgeschlossen werden mußte, obwohl zahlreiche Anträge noch keine Bewilligung gefunden hatten und daß noch eine Reserve von Aufträgen im Werte von schätzungsweise 400 Millionen Reichsmark beim Hausbesitz vorliege. Hier sollen die Zweckparunternehmungen eingeschaltet werden, um dem Hausbesitzer und den Handwerkern mit mittelfristigen Tilgungskrediten zu helfen. Die Bedeutung einer solchen Maßnahme für die ganze Wirtschaft ergibt sich aus der Umsatzsteigerung beim Handwerker, der Entlastung des Arbeitsmarktes und auch der Entschuldung des Hausbesitzes. Billige Tilgungskredite sind hierfür ein unbedingtes Erfordernis. Die deutschen Zweckparunternehmungen sind bereit, diese im Rahmen des Möglichen zu geben, und auch die Reichsaufsichtsbehörde fördert diese für die Gesamtwirtschaft so wichtigen Bestrebungen mit größtem Verständnis.

Die Jahresausstellung der „Schanze".

Münster, 10. November.

Vor einigen Tagen wurde, wie wir bereits berichteten, die Jahresausstellung der Freien Künstlergemeinschaft „Schanze" durch den Vorsitzenden des Westfälischen Kunstvereins, Prof. Dr. M. Wackernagel, in fünf Räumen des Landesmuseums eröffnet. Es ist dies die 14. Jahresausstellung der bekannten münsterischen Künstlervereinigung.

Im ganzen gesehen, kann man in der Ausstellung die Feststellung machen, daß die die Schau vorbereitende Kommission sich ihrer schweren und verantwortungsvollen Aufgabe pflichtbewußt gezeigt hat. Vielleicht — und das scheint uns der Fall zu sein — war die Aussonderung der ausstellungsreifen Arbeiten gar nicht so schwer, da die münsterische Künstlerschaft offenen Herzens für das Gebot der Stunde, für die Forderung der Gegenwart, immer mehr von ihren eigenbrödlerischen Spekulationen abläßt und eine Kunst zu schaffen bemüht ist, die jedem verständlich ist. Diese Feststellung muß man beim Durchschreiten der lichten Ausstellungsräume immer wieder machen, daß nämlich der l'art-pour-l'art-Standpunkt dem neuen Streben nach einer jedermann zugänglichen Kunst gewichen ist.

Es sind in der Mehrzahl handwerklich gekonnte und solide Arbeiten ausgestellt, die manchmal recht stark an die Kunst um die Jahrhundertwende erinnern. Wer mit offener Seele den künstlerischen Niederschlag der neuen Zeit, des neuen nationalsozialistischen Deutschland sucht, der wird allerdings ziemlich enttäuscht die Ausstellung verlassen. Kaum eine Arbeit, die einen neuen wegweisenden Stil offenbart. Die schöpferischen Kräfte haben noch nicht den Ausdruck des neuen Zeiterlebens gefunden. Im Ringen um die sinnliche Darstellung des Heroischen, das unserer Zeit den Stempel aufdrückt, hat die produktiv schaffende Künstlerschaft zwar durchschnittlich ihre alte Bahn verlassen, jedoch ehe sie dem idealistischen und freien Geiste des Nationalsozialismus Gestalt verleihen konnte, hat sie sich der letzten in etwa geschlossenen und einheitlichen Kunstepoche vor dem Kriege genähert, wahrscheinlich, um von diesem Boden aus vorzustoßen auf das Neue, den sehnlichst erwarteten, theoretisch zur Genüge beschriebenen und umrissenen künstlerischen Ausdruck der Zeit, die Adolf Hitler formte und prägte.

Die Architektur.

Auf den ersten Blick fällt im Gegensatz zu früheren Ausstellungen ein starkes Hervortreten der Architektur auf. Mit Absicht hat man diesen in den letzten Jahren vielfach vernachlässigten Zweig schöpferischen Schaffens mehr in den Vordergrund gerückt, um der Baukunst auch rein äußerlich die Stelle zuzuweisen, die ihr gebührt.

Gekennzeichnet ist das neue Planen und Bauen durch einen einfachen, übersichtlichen Aufbau, durch glatte und flächige Mauern, eine teilweise Auflösung der Wände durch große verglaste Oeffnungen und durch Fehlen von unbegründetem Zierrat und schmückendem Beiwerk. Zweckmäßigkeit und praktische Nützlichkeit beherrschen die neue Architektur. Neben den Plänen, Modellen und Photographien moderner Hausbauten, die durchschnittlich die Horizontale auf Grund der Konstruktionen in Eisen und Eisenbeton besonders betonen, begegnet man einigen Denkmal-Entwürfen, die, zum Teil von gigantischem Ausmaß, einen Ausdruck der neuen Zeit geben sollen. Inwieweit dieser Versuch als gelungen betrachtet werden kann, läßt sich an den ausgestellten Zeichnungen nicht erkennen.

Die Malerei

hat sich, wie oben bereits angedeutet, rückwärts orientiert. Auffällig ist das starke Vorherrschen reiner Landschaftsbilder. Aber nur einige wenige Bilder verraten, daß ihr Schöpfer stark genug war, das Werk aus eigener Kraft und eigenem Naturerlebnis zu gestalten. Gerade unter der Malerei ist trotz des guten Durchschnittes viel gekonnte Halbheit, die durch einige Effekte auf den ersten Blick frappiert, Atelierarbeit, die dem Schein mehr Wert beimißt als dem Sein. Es macht sich eine Schönmalerei Platz, die dem Geschmack des Volkes am ehesten entspricht. Zugleich damit tritt eine unpersönliche Note in Erscheinung, ein Zurücktreten des Schöpfers hinter sein Werk, jedoch so, daß das Bild nur bedingt Ausdruck seiner Persönlichkeit ist. Allgemein kann man auch sagen, daß die Malerei ruhiger und stiller, fast möchte man sagen bürgerlicher geworden ist, nicht revolutionär. Diese Feststellungen macht man nicht nur bei der Landschaftsmalerei, sondern auch bei den wenigen Bildnissen, Stillleben und auch bei der Graphik. Sicher gibt es auch Ausnahmen, doch handelt es sich dann um freie Arbeiten, die früheren Entstehungsdatums sind oder aber nur unbedeutende Ansätze zu neuem Wollen offenbaren.

Plastik und Kunstgewerbe.

sind nur sehr schwach vertreten. Nur recht wenige plastische Arbeiten sind ausgestellt. Jedoch haben die Werke Qualität und verraten einen eigenen persönlichen Stil, gleichgültig, ob es sich um Porträtbüsten, Reliefarbeiten, eine Kriegerdenkmalgruppe oder um einen Torso handelt. — Dem Kunstgewerbe hat man auch nur wenig Platz eingeräumt. Hand- und walzengedruckte Westfalenstoffe verschiedener Musterung lassen eine gewisse Originalität des Entwurfes erkennen. dt.

Freigabe des Selbstverkaufs von Kartoffeln.

✕ **Münster, 10. November.**

Die Regierungspressestelle teilt uns mit:

Der Reichsnährstand hat den Selbstverkauf von Kartoffeln durch den Erzeuger freigegeben. Der Bauer braucht in Zukunft nicht mehr als den Erzeugermindestpreis zu fordern.

Münsterischer Marktbericht.

Münster, 10. November.

Angebot und Nachfrage hielten sich in mäßigen Grenzen. Lediglich auf dem Fleischmarkt war der Geschäftsverkehr sehr rege, auf dem Eier- und Buttermarkt machte sich dagegen die ungenügende Zufuhr, besonders in Eiern, bemerkbar, so daß der Bedarf nicht einmal gedeckt werden konnte. Man bezahlte für Landbutter 1,40 und 1,45, Deutsche feine Molkereibutter und Deutsche Markenbutter 1,50, für Landeier 13, Enteneier 12 und 13 Pfg. Eier gesetzlicher Handelsklassen kosteten mit dem Stempel A 13, B 11, C 11½, D 10 und S 13 und 14 Pfg. Die Gärtner forderten im allgemeinen folgende Preise: Spinat 10, Stengelrüben 15, Kopfsalat 5—10, Endiviensalat 8—15, Feldsalat ¼ 10, Wurzeln 10, Schwarzwurzeln 20, Zwiebeln 10 und 15, Schalotten 20, Sellerie je Knolle 20, Kohlrabi 15—20, Rotkohl 8—10, Wirsing 8—10, Weißkohl 10, Grünkohl 8 und 10, Rosenkohl 25 und 30, Schlangengurken 30—50, Blumenkohl 25—45, Porree 10, grüne Bohnen 20, Wachsbohnen 30, Radieschen 10, Rote Beete 8—10, Steckrüben 8—10 und Rettich 15 Pfg. Auf dem Fleischmarkt kosteten: Rindfleisch 70—90, Schweinefleisch 75—90, Kalbfleisch 70—80 und Schmalz 1,— Mk. je Pfd.

✲

— **Münster, 9. Nov. Groß-Kundgebung der Nationalsozialistischen Kriegsopferversorgung.** Am 18. November 1934 findet im Schützenhof in Münster eine Großkundgebung der Nationalsozialistischen Kriegsopferversorgung statt, auf der Gauleiter Reichsstatthalter Dr. Alfred Meyer und Gauamtsleiter der NSKOV Pg. Eggers sprechen werden.

)!(**Herbest-Dorsten, 10. Nov. Von einem Einbrecher schwer verletzt.** In der vergangenen Nacht wurde die Wirtschaft Boers in Holsterhausen von einem Einbrecher heimgesucht. Der Kellner hörte ein verdächtiges Geräusch und bemerkte einen Mann, der in das Lokal eindringen wollte. Auf die Hilferufe des Kellners antwortete der Einbrecher mit drei Schüssen aus einer Militärpistole, die den Kellner in den Kopf, die Lunge und das Bein trafen. Der Wirt fand den schwerverletzten Kellner in besinnungslosem Zustande auf. Noch im Laufe der Nacht konnte eine Person verhaftet werden, die der Tat dringend verdächtig schien.

)!(**Herbest-Dorsten, 10. Nov. Tödliches Verkehrsunglück.** Freitag abend, gegen 7 Uhr, ereignete sich auf der Halterner Straße in Höhe des Dorfes Herbest ein folgenschwerer Verkehrsunfall. Ein Metzgergeselle geriet unter einen Lastkraftwagen und wurde getötet.

⊙ **Lingen, 10. Nov. Lastkraftwagen bricht durch eine Emsbrücke.** Ein schwerer Lieferwagen mit Anhänger wollte dem fahrplanmäßigen Postomnibus auf der Emsbrücke ausweichen. Hierbei geriet der Lieferwagen auf den Bürgersteig der Brücke. Die Platten dieses Weges konnten die Last nicht tragen, der Wagen brach ein und blieb stecken. Da der Fahrer aber sofort den Motor abdrosseln konnte und die Bremsen zog, wurde ein größeres Unglück verhütet.

Wäschefabrik Franz Peters
Münster i. W., Clemensstraße 9
Aussteuer-Wäsche, Betten und Steppdecken - Oberhemden nach Maß

Wir machen es Ihnen möglich, für wenig Geld Ihr Heim behaglich und schön zu gestalten durch
Teppiche — Läufer
Gardinen u. Dekorationen
Teppichhaus Jeggle
Münster i. W. Beachten Sie Salzstr. 24.
Ein kleiner Partie-Posten Teppiche und Läufer besonders billig.

Ich sage Ihnen das eine: Herdfeger ist fabelhaft. Nr 60

Olsberg-Öfen
DEUTSCHE WERTARBEIT

Wer Bargeld hat — der schreibe heute!
Herren-Ballonrad RM. 40.– kompl.
Damen-Ballonrad RM 44.– kompl.
Qualität. Garantie aust Prosp gratis!
E. u. P. Stricker, Fahrradfabrik Bradwede — Bielefeld 131

Gebrauchte (5693
Hauswasserversorgungsanlage
m't Motor und Druckkessel zu kaufen gesucht. Angeb. unt. M A 5 an den Bredener Anzeiger, Breden.

sämtliche Musikinstrumente im (5078
Haus der Musik
Josef Wiegener, Münster i. W.
Rosenstr.-Ecke

Honig kauft
Post, Lüdinghausen.

Rühr-Anthrazit-Eiformbriketts, der sparsame, saubere Dauerbrand im Allesbrenner und einfachen irischen Ofen.


Junghennen
aus unserer Spezialzucht weißer Leghorn liefert prompt und preiswert. (5499
Geflügelhof Palz, Darfeld i. W. Fernruf 22.

Die kaufkräftigsten Kreise im Münsterland erfassen Sie durch eine Insertion in der ZENO-Zeitung

Die Augen wollen nicht mehr?

Lesen und Arbeiten werden zur Qual? Tragen Sie Overhages Augengläser u. Sie sehen jugendfrisch wie früher.
Optische Anstalt
Overhage
Münster i. W.,
Prinzipalmarkt 3.

Möbel-Käufer
3-Zimmereinrichtung, best. a. mod. Eichenschlafzimm., Speisezimmer und Küche (fabrikneu), bei sofort. Kassenzahlung für 850 RM. abzugeben, evtl. auch einzeln. Off. unt E-S 5396 an die Anzeigenverwaltung der Zeno, Münster

In Industriestadt (Münsterland, ca 30 000 Einwohn. in bester Lage gegen, aufgehende u. gut eingerichtet
Metzgerei
sof. zu verkaufen od. zu vermieten. Zur Uebern. sind 4–7000 RM erf. Anfr. sind a. richt. unt. D 345 an d. Anz.-Verm. der Zeno, Münster

Guterhaltener
4 To. Schnell-Lastwagen
ist bereit, zu verk. Schulze, Dortmund, Treibstr. 19

Unser „Saba" begeistert uns!
Unser Saba ist unser bester Freund, immer ist er für uns da. Er ist so unkompliziert, so leicht verständlich. Er erfreut uns durch seine schöne Form, durch die klare Wiedergabe. Wir sind stolz auf unseren Saba und wollten ihn nie missen.


SABA 230WLP RM 198.—
SABA 330WLP RM 235.—
SABA 630WLK RM 322.50
Näheres über Saba-Geräte sagt Ihnen die lustige Emmerich-Huber-Broschüre „RÂ DIÒS ÂBÂ" 40 Seiten stark. Sie erhalten diese Broschüre kostenlos gegen Einsendung des nebenstehenden Gutscheines.
SCHWARZWÄLDER APPARATE-BAU-ANSTALT AUGUST SCHWER SÖHNE
355 VILLINGEN (Schwarzwald)
GUTSCHEIN FÜR ein Buch RÂ-DIÒS-ÂBÂ Nr. 42



Ein Kloster nimmt noch einige junge **Mädchen** an für einen zweimonatigen Koch- und Backkursus. Der Kursus beginnt am 1. Januar und kostet bei voller Verpflegung monatlich RM. 40,— Off. unter E S 5383 an die Anz.-Verw. der Zeno, Münster. [5665

Tüchtiges, ehrliches (5994
Mädchen
nicht unter 20 Jahren, welches schon in der Kolonialwaren-Branche tätig war, für Geschäft und Haushalt gesucht. Off. unt. 224 an die Münsterländische Volkszeitung, Rheine.

Wer besucht Haushaltungen?
Zum Vertriebe — direkt an die Haushaltungen und Großküchen — meines Kohlenspar-Heiz- u. Schnellkochapparates „Frauenfreund vom Rhein" „Freund der Großküche" „Die Marke von Weltruf" Reichspatent, 6 goldene Medaillen, durch tausende Referenzschreiben 35 bis 50% Kohlenersparnis anerkannt, — suche ich entweder organisationstüchtige
Generalvertreter
für größere Bezirke oder bestbeleumundete verkaufstalentierte, nüchterne
Provisionsvertreter
für Stadt und Land
Georg Schlegel, Köln-Nippes
Metallwaren-Manufaktur, gegründet 1903.

Dortmunder Groß-Brauerei sucht gegen Provision für Emsdetten und nächste Umgebung gut eingeführten
Vertreter
Angebote unter D 351 an die Anz.-Verw. der Zeno, Münster. (57[illegible]

Heimarbeit
Maschinenstrickerei, kompl., billig zu verkaufen. Off. unt. Nr. 36[illegible] an das Bürgerbüro, Emmerich a. Rh. (5688

Suchen Münster für m. Geschäftsh. ein **selbst. Mädchen.** Lohn 25 M. Off. m. Zeugnisabschr. unt. 24016 an A.-E. Wendel, Münster. [568

Für alle Hausarbeiten tüchtiges
Mädchen
für bald gesucht. Offerten unt. 140[illegible] an das Volksblatt, Bocholt. [570

Braves kath.
Mädchen
zum 1. od. 15. Dez. für alle in Küche, Haus und Garten vorkomm. Arbeit. gesucht. Solche, die sich vorstellen, werden bevorzugt.
Frau Dr. Hönighaus, Altenberge

Emsland-Bauer sucht z. 1. Mai 1935 einen kath. **Knecht** der gut mit Pferden umgeh. kann und eine zuverläss. kath. **Magd**, die auch melken kann, bei Fam.-Anschl., gutem Lohn und guter Behandlung. Schriftl. Angebote unt. Nr. 15 an Emsländ. Tageszeitung, Lingen, erbeten.

Mädchen
nicht unter 20 J., für Landwirtschaft und Haushalt zu sofort gesucht.
Schulze Schwering, Nordvelen Nr. 54. [5[illegible]77 bei Velen i. W.

Heimarbeit vergibt Verlag Vitalis, München 13 [475

Gehilfin
sofort gesucht.
Gertr. Bröcker. Schneiderin, **Telgte i. W.,** Grimmeldorf.

Mittlerin zwischen Angebot und Nachfrage ist die „Klein-Anzeige" in den Zeno-Zeitungen. Kleine Anzeigen kosten nur wenig Geld, führen aber viel schneller zum Ziel.

Erfolgreiche
Zweckspar-vertreter
sucht
Reklame H. Essen, Gemarhaus

Auf mittl. Gut in d. Nähe von Münster wird z. 15. 11. kath.
Ackerknecht
gesucht. Lohn nach Vereinbarung. Off. u. D 349 an d. Anz.-Verw. der Zeno, Münster.

Gesuche
Verk. 5697
Verkäuferin
kath., 22 Jahre, **sucht per bald Stellg. i. Manufakturwarengeschäft.** Angeb. unter D 350 a. d. Anzeigenverwalt. der Zeno, Münster

Eine **Klein-Anzeige in den Zeno-Zeitungen** hat großen Erfolg.

Kottersohn
26 Jahre alt, **sucht Stellung** in der Landwirtschaft. Derselbe war dauernd in der Landwirtschaft tätig. Angeb. unter Z 500 an d. Halterner Zeitung, Haltern. 5685

Warum zögern Sie noch?!
Andere Geschäftsleute haben die Notwendigkeit längst erkannt, daß man sich gerade jetzt besonders eifrig um die Gunst des Käufers bemühen müsse. Die Zeitungsanzeige kann auch Ihrem Hause neue Kunden, neue Käufer zuführen, wenn Sie konsequent und systematisch werben. Beherzigen Sie stets: Kein Werbemittel übertrifft die Anzeige in den
Zeno-Zeitungen
Anzeigen-Verwaltung der Zeno, Münster i. Westf.

Gute reinwollene
Mantelstoffe
135|145 cm breit
Boucle, Cottele, flache Crewls, Diagonal, Marengo in schwarz, marine und Modefarben, reiche Auswahl in unveränderter Preiswürdigkeit
12.50 10.- 8.- 6.- 4.50
Das Fachgeschäft der guten Stoffe
Reekers & Co.
Münster i. W., Salzstr. 54

Das ist der Richtige!

10.90
Schwarze und braune
Waterproof-Sportstiefel
Zwischensohle, Wulstrand und Filzkante

9.75
Schwarze und braune
Rindbox-Sportstiefel
Zwischensohle, wasserdichtes Futter. Sehr preiswert!

Schwarze u. braune Rindbox-Sportstiefel, **Doppelsohle und Lederfutter**
nur **12.50**

Der Herr kauft bei
Zumnorde
Münster


Innen und außen
kann man die Möbel bei Heilborn prüfen — sie werden auch der schärfsten Kritik standhalten. Wer Möbel kauft im
MHM
kauft immer gut! [5658
Möbelhaus Heilborn
Münster i. W.,
Hauptgeschäft: Kuhstraße 14.
Sonderschau: Alter Steinweg 27 a.



Ob **Hochsilo**
Kleinsilo
oder **Grubensilo**
immer ist Stahl der Werkstoff, der allen Anforderungen entspricht


Stahlsilos bestehen aus bestem widerstandsfähigstem Material, das mit dauerhaftem Rostschutz versehen ist.
Stahlsilos sind unbedingt gas- und wasserdicht und können völlig luftdicht abgeschlossen werden.
Stahlsilos eignen sich für jedes Konservierungsverfahren auch ohne Zusatzmittel.
Stahlsilos sind in allen Größen lieferbar.
Stahlsilos sind leicht aufzustellen und sofort betriebsfertig.
STAHL ÜBERALL
Auskunft erteilt die
Beratungsstelle für Stahlverwendung · Düsseldorf, Stahlhof

Etwas ganz
Besonderes für Brautleute
Ich habe ein **echt eichenes Schlafzimmer,** Schrank 180 cm breit, **elegantes Modell, ganz billig abzugeben.** Daselbst evtl. **eine mod. Naturküche** zu jedem annehmb. Preis. Off. unt. Z 201 an die Volkszeitung, Dorsten. (5684

1 prachtvoller
Bechstein-Stutz-Flügel
und ein ganz vorzüglicher
Knake-Stutz-Flügel
stehen billig zum Verkauf. 5690
Pianohaus A. Hoffmann
Münster i. W., Frauenstraße 9.

Haltbare, gepfl. [5696
Winteräpfel
Welsch Isner, Danziger Kant, verschied. schöne Renetten erste Sorte 10 Mk., zweite Sorte 8 Mk., fern. frisch gelb **Feldhasen** Pfd. 50 Pfg., frisch gest. **Hasenmastgänse** à Pfd. 70 Pfg. Vers. Nachnahme. **Heinrich Nagl, Aidenbach/Niederbayern.**

Bücherwagen
fast neu, und eine
Brotpresse
billig abzugeben.
Bäckerei Lindfeld, Ottmarsbocholt i. Westf. [5692


Schlanke Menschen sind schöner und fühlen sich wohler! Trinken Sie **Tora-Tee,** er macht schlank und gesund. Pakete zu 0,75 u. 1,00. Große Pakete zu 1,50 u. 2,00.
Niederlagen: Stadtlohn, Ochtrup, Gronau, Ülmen, Vreden, Nordwalde, Emsdetten, Borghorst, H. Terrahe's Medizinal-Drogerien, in Haltern: Drog. Papius, in Rheine: Geschw. Smits, in Emmerich Drogerie Disselmann, in Ahaus: Drogerie Hansen, Drogerie Hoogen, in Warendorf Drog. Busine. Wo nicht erh., Tora-Naturheilmittel-Verk. Duisburg 23 c.

Kotten
mit 8 Morg. Land u. Arbeit auf dem Hofe z. Frühjahr
zu verpachten
Schulze Neuhaus, Nordwalde. 5[illegible]

Dreschanlage
bestehend aus fast neuem Lohndrescher, gebr. Lanz-Großbulldog, gebr. Claas-Binder, ganz oder geteilt wegen Todesfall billig abzugeben.
Off. unt. F A 45 an die Anzeigenverw. der Zeno, Münster.

Motorrad
324 ccm m. Beiwagen, licht und -horn, billigst abzugeben.
Gummich & Rosenäcker, Ahlen. Ruf 320

„Zeno-Zeitung"
Dein Heimatblatt

Hautkrankheiten!
Wir heilten u. ärztl. Aufsicht jahrzehnte vergebl. behandelte Fälle in kurzer Zeit durch **Mixtura Bonderbecke** (ges. geschützt) Grün; b. Flechten a. Art. Lupus (fr. Flechte), Krätze (Bäckerkr.), Fischhaut, Hautjucken, Frost, Geschwüren u. sonstig. Hautkr. 2.30, 3.65, 5.—, 7.50; rot: b. Milchschorf (Grind), oft. Beinwunden 2.50, 4.—, 5.50, 8.50. In Apoth. erhältl. Verl. Sie kostenl. Prosp. **Chem. Labor., Essen,** Grutonstr. 1.

Heiraten

Heirat. Einheirat vermittelt
Frau H. Gerlach Münster, Mühlenstraße 5. Tägl. a. Sonntags, z. sprechen. Rückp. Auskunft 30 Pfg.

Kath. Landwirtssohn, 43 J., sucht einf. kath. Mädch. von 32—38 J. zur **Heirat** als Siedler i. Osten. Selbiges muß gesund, arisch und fast dauernd in der Landwirtsch. tätig gewes. sein. Verm. nicht unbed. erford., jedoch kl. Ersparn. erw. Angeb. unter Z 310 a. d. Allgem. Zeitung, Coesfeld.

Heirat - Einheiraten!
Frl. 21 J., Ausst. 15000 Mk. bar u. später 30000 Mk., Frl. 23 J., Ausst. u. 10000 Mk. bar, Frl., 26 J., bietet Einheir. i. Speditionsgesch., Frl., 32 J., Ausst. u. 25000 Mk. bar, Ww., 52 J., 10000 Mk. bar u. Villa usw. Hunderte Partien. Beamte vorgemerkt. (5667
Großinstitut Fortuna
Für katholische Kreise.
Dortmund, Westenhellweg 134.
Zentrale Mülheim-Ruhr, Kettwiger Straße 35. **Ruf 41605.** Duisburg, Düsseldorf, Köln usw. Besuche tägl., auch Sonntags.

Stellenmarkt
Bewerbungen auf Chiffre-Anzeigen **keine Original-Zeugnisse** beifügen. Zeugnisabschriften, Lichtbilder usw. müssen auf der Rückseite Namen und Anschrift des Bewerbers tragen.

Angebote

In gast- und landwirtschaftlich. Betrieb wird zu sofort ein tüchtiges
Mädchen
für alle Arbeiten gesucht. Off. unt. D 352 an d. Anz.-Verw. der Zeno, Münster. 15695

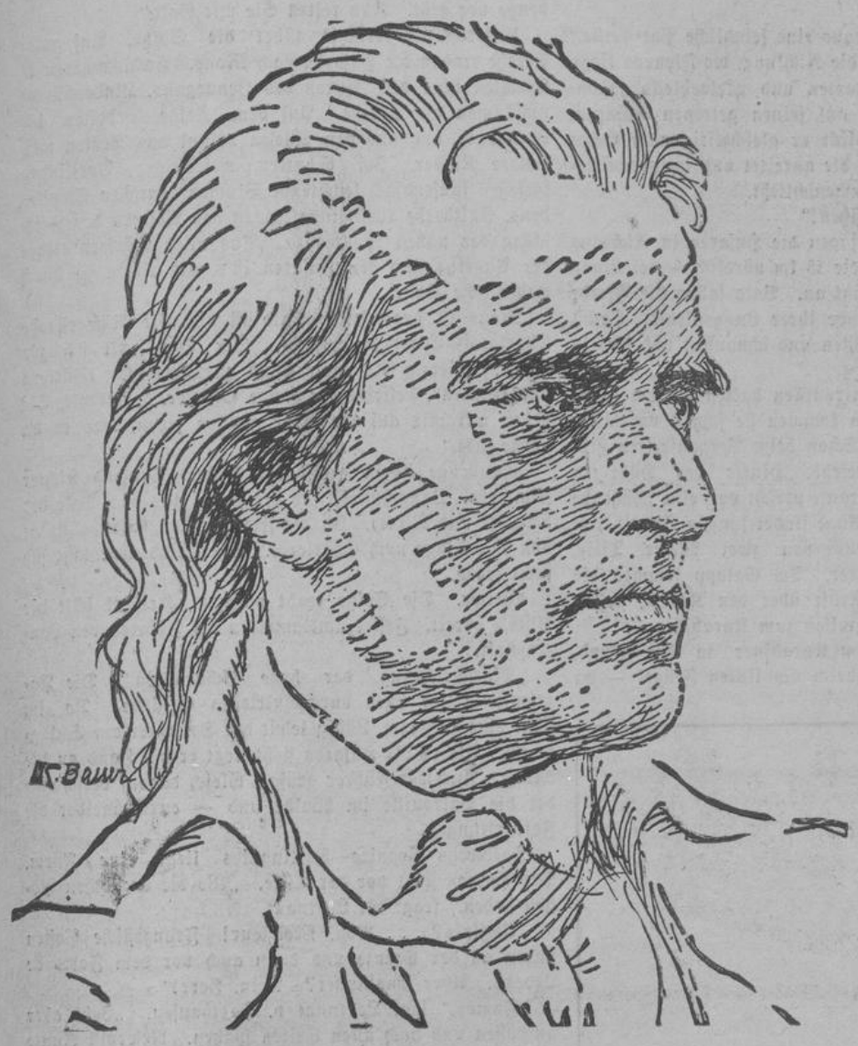
Wegen Heirat d. jetzigen z. 1. Jan. eine durchaus selbständige, ert. kath.
Köchin
für Landhaushalt gesucht. 15637
Frau H. Laurenz, Ochtrup i. W., Haus Lüttinghaus

Suche krankheitshalber sofort ein tüchtigen
Schmiedegesellen
der im Hufbeschlag, sowie in allen vorkommenden Arbeiten bewandert u. selbständig sein muß.
August Roß, Schmiedemeister, **Sassenberg.**

Suche für meine **Bäckerei u. Konditorei** einen erfahrenen kath.
Gehilfen
nicht unter 20 J., am liebsten vom Lande. 5683
Wilh. Hiller's, Velen i. Westf., **Kreis Borken.**

Sonntag, den 11. November 1934

Wochenend
ILLUSTRIERTES SONNTAGSBLATT



Friedrich von Schiller

Schillers Ruhm

Zu seinem 175. Geburtstag.

Von Prof. Dr. Paul Hankamer

Was ist Ruhm? Spöttisch oder melancholisch wurde nicht erst seit dem zwanzigsten Jahrhundert diese Frage zweifelnd gerade von dem Gerühmten gestellt; denn er hatte seinen Ruhm mit solchen zu teilen, denen er kein Recht darauf zugestand. Ruhm nämlich ist öffentliche menschliche Anerkennung eines durch Leistung bewiesenen Wertes. Wo aber keine echten Werte oder keine Ordnung der Werte besteht, muß der Ruhm ungültig sein. Unweigerlich wird er zum Gespött der ernsten Menschen, ja zu etwas was man fürchtet fast wie einen Makel, wenn jene unbefugt erscheinen, die ihn verleihen. Der Ruhm ist öffentlich; ist anderes als die stille Verehrung und innige Dankbarkeit der einzelnen, mögen derer auch viele sein. Nur eine Gemeinschaft kann ihn verleihen. Echten Ruhm haben die Heiligen der Kirche, die Heroen der Menschheit, die Führer der Völker, eben weil die Kirche, die Menschheit oder ein Volk Gemeinschaften sind. Sie haben Ruhm, diese Großen, solange ihre Gemeinschaften lebendig bestehen und sie in ihnen durch die Tatsache ihres Lebens wirken. Der Untergang eines großen Ruhmes ist stets ein Zeichen, daß zu Wandlung oder Untergang eine Gemeinschaftsform erschüttert wird.

Gemeinschaft verleiht den Ruhm, sie verleiht ihn im wortwörtlichen Sinne; sie gibt ihn nicht ab, sie behält ihn, und es ist nicht selten, daß der Ruhm des Würdigen das Mittel wird, welches sie selbst bewahrt und stärkt. Ruhm hilft Gemeinschaft bilden und bewahren. Was wir Tradition nennen, wächst durch echten Ruhm, der zur Nachfolge und zum Nacheifern aufruft. Es ist immer wieder geschehen, daß die Völker in argen Zeitläufen an ruhmreicher Vergangenheit, an ihrem geistigen Erbe also, zu echter Gemeinschaft gesundeten. So ist der Ruhm ein ernstes und wesentliches Ding, und der Gerühmte vertritt vor Gegenwart und Geschichte das Maß, nach dem eine Gemeinschaft gemessen werden kann und will.

Schillers Ruhm ist zweifellos. Man hat ihn erklären wollen nicht aus der Wirklichkeit seiner Leistung, sondern aus der Suggestion des rühmlichen Bildes, das Goethe seinem frühvollendeten Freunde in Gedicht wie Gespräch errichtete. Aber nicht jene, zu denen Goethe sprach, sind die Wahrer und Träger seines Ruhmes gewesen. Was das Glück und die sittliche Tat der beiden Dichter und großen Menschen vermochte, ihren Bund, haben immer wieder die Jünger aufgehoben, die Jünger Goethes wie die Jünger Schillers. Nein, Schillers Ruhm ist ganz die erobernde Leistung seines Werkes, das immer wieder von Anfang an sich gegen alle Widerstände das Volk eroberte. Gerade bei denen, die ein gewichtiges Wort in Sachen der deutschen Bildung mitzusprechen hatten, ist seit mehr als zwei Generationen Schillers Name umstritten. Trotzdem blieb der klassische Dichter, dessen Dramen nicht nur der Jugend den ersten starken Eindruck hoher deutscher Kunst vermittelten, der auch immer wieder seine Macht bewies, ein modern zersetztes Theaterpublikum durch die sittliche Gewalt und Hoheit seines Wortes zu einer geistigen Gemeinschaft, zu einem Volk, zu machen. Die sittliche Gewalt und Hoheit seines Worts: dies eben war und ist der Zauber, der seinen Ruhm schuf und schafft.

Das deutsche Volk hat Dichter gleichen und höheren Ranges, den allmenschlichen Goethe, den panischen Jean Paul, den gottverfallenen Hölderlin, den tragisch dämonischen Kleist. Was das Volk suchte, fand es aber rein nur bei ihm, den sittlichen Erzieher, den Dichter einer großen sittlichen Welt. Wenn der Deutsche seinen geheimen Traum vom hohen Leben und großer Tat ausgesprochen hörte, war es Schiller, der ihm Wort gegeben hatte. In Schillers Schauspiel ereignete sich das Leben als das, was es dem Volk des Gewissens aus innerstem Bedürfen sein sollte: die Weltgeschichte wurde Weltgericht und als großartige sittliche Ereignisse rollten sich die Schicksale der Menschen und der Völker ab. Schuld fand Sühne, und der Größte noch stürzte, vermaß er sich, das ewige Recht zu mißachten. Was in unserem öffentlichen Leben seit den Freiheitskriegen an sittlichen Kräften und Begriffen wach und mächtig blieb, hat Schillers Wort beschworen oder gehalten. Hüter und Bildner unseres politischen Ethos ist er. Seinem Volk hat er die ewigen Rechte würdigen Daseins, vor allem das sittliche Recht der Freiheit in das Herz geschrieben. Er hat die Ehre zum unveräußerlichen Gut der würdigen Nation gemacht. Von den Räubern bis zum Tell hallt durch sein Werk der Kampfruf gegen das Entehrende und Unerträgliche unsittlicher Tyrannei. Sein ganzes Werk ist eine revolutionäre Tat des sittlichen Geistes gegen den maßlosen Anspruch scheinsiegreicher Macht. Sittliches Pathos, Leiden an jedem Unrecht des Lebens, an aller Unwürde des Daseins, hat seiner Sprache die Höhe des Klangs und die eindringlich erschütternde Wucht gegeben. Sie ist eine Sprache der sittlichen Ueberzeugung, ihrem Ursprung wie ihrer Wirkung nach. Sie ist so und deshalb die volkstümliche deutsche Dichtersprache geworden.

In die Kleinheit und Kümmerlichkeit des bürgerlichen Daseins der Deutschen brachte er den Schauer, den das große gewaltige Schicksal erregt und erregen sollte. Er brachte ihn ohne die Grundlage ihres Daseins zu zerstören, und gerade das dankte ihm das Volk mit seiner Liebe. Schiller, der geistige Aristokrat, wurde der „Liebling des Volkes", weil er sein sittliches Gefühl bewahrheitete. Die Dichter seiner Zeit hatten vor allem im Drama fast nur in verzwergten Verhältnissen das Sittliche als Kraft und Wert sichtbar gemacht. In der großen und erhabenen Welt des heldischen Lebens, in der Ebene, auf der Völkerschicksale sich erfüllen, schien ihm kein Recht und keine Macht zuzustehen. — Schiller aber offenbarte das sittliche Gesetz als das Gesetz des großen Weltgeschehens. Das brachte ihm den Ruhm; denn das deutsche Volk, das bürgerlich sittliche Volk des Abendlandes, bejahte nicht die drückende oder gemütlich dumpfe Enge einer spießbürgerlichen Lebensart, aber es wollte auch nicht den Glauben aufgeben müssen, daß menschliches Schicksal persönlicher wie volkhafter Art nicht in würgendem und zufälligem Kampf dämonischer Gewalten sinnlos sich ereignet. Es wollte Größe, hohes und selbst schweres Schicksal, aber unter den ehern großen und lichten Gesetzen einer ewigen Ordnung. Dies Bild der Welt schuf ihm sein Dichter Friedrich Schiller.

Schillers Ruhm gewann seine erste Gestalt, als Napoleon die alte behäbige winklige Ordnung Deutschlands zerbrach. Napoleons Schicksal wurde bewirkt und erlebt unter dem Zeichen der sittlichen Geschichtsdeutung Schillers. In Schillers Zeichen kämpfte die beste deutsche Jugend und erlebte den Sturz des Großen als die notwendige Sühne für die Verletzung des sittlichen Rechtes der Freiheit. Die Freiheitskriege nahmen Schiller aus allen Grenzen rein des Literarischen heraus und gaben ihm den Rang und den Ruhm des Volksdichters. Dieser Ruhm wird bestehen, solange Deutschland als das Volk des Gewissens besteht und Weltgeschichte erfährt und vollzieht als Weltgericht.

Der 13. Januar 1782

Von Else von Hollander-Lossow

Der 13. Januar 1782. Ein Sonntag. Die Mannheimer Bürger haben etwas zu sehen. An den Straßen und Brunnenröhren der Stadt kleben Zettel mit der Angabe: „Wegen der Länge des Stücks wird schon präzise 5 Uhr angefangen." Kopfschüttelnd stehen ein paar Alte vor den Zetteln, heben sich auf die Zehenspitzen, um auch noch die Nachbemerkung des Verfassers lesen zu können.

„Man wird nicht ohne Entsetzen in die innere Wirtschaft des Lasters Blicke werfen und wahrnehmen, wie alle Vergoldungen des Glücks den inneren Gewissenswurm nicht töten, und Schrecken, Angst, Reue, Verzweiflung hart hinter seinen Fersen her sind. Der Jüngling sehe mit Schrecken dem Ende der zügellosen Ausschweifungen nach und der Mann gehe nicht ohne Unterricht von dem Schauspiel, daß die unsichtbare Hand der Vorsehung auch den Bösewicht zu Werkzeugen ihrer Ansicht und Gerichte brauchen und den verworrensten Knoten des Geschicks zum Erstaunen auflösen könne."

„Ein Lebe is das heut bei uns in der Stadt!" sagt im Weitergehen der biedere Roßwirt, „man sollt meine, es wär a ganz großes Fescht zu erwarte! Ob man wohl auch die paar Grosche riskiert?"

„Ha, Vadder, da hättst die eile müsse!" lacht der Jüngere, „hab vorhin schon gehört, das längst nit alle, wo Karte hawwe wolle, welche gekriegt hawwe. Is schon taglang ausverkauft, siehst ja all die Wage, wo in dene Gasthöf ausgespannt hawwe. Awwer man wird vors Theater gehe und zusehe, wie alle Leut hineinströme, wo aus Heidelberg und Darmstadt und Frankfurt und Mainz und Worms und Speyer gekomme sind! Und vielleicht da werde wir gar den Herre Dichter sehe. Hab schon gehört, daß man heut mittag um eins seinen Platz wird einnehme müsse, wenn man nicht grad eine Loge bestellt hat!"

„Und da solle die Leut vier ganze Stunde warte, bis das Zeug endlich los geht! Ein bißche viel verlangt!" murrt der alte Roßwirt. Aber der Sohn ist anderer Meinung.

„Man sagt doch halt, es soll gar so was ganz Besonderes sein!"

Der Buchhändler und Verleger Schwan ist von seinem Logenplatz hinter die Bühne gegangen, sehr aufgeregt. „Ja, ist denn der Dichter noch nicht da?" fragt er einen Bühnenarbeiter, der eben ein Versatzstück zurechtrückt. Der zuckt die Achseln. „Sind ja so viele Mensche in dem Haus, wird der Verfasser auch wohl drunter sein!" Aber Schwan läßt sich nicht beruhigen. Er geht bis an die Schauspielergarderobe, klopft, tritt ein. Iffland ist eben dabei, das Gesicht zu schminken. „Ist der Dichter vielleicht hier?" Iffland sieht nur flüchtig zur Tür hin, zu dem aufgeregten Schwan. Was geht ihn der Dichter an? Ihm hämmert die Rolle in Kopf und Herz. Ein Achselzucken ist alles, und Schwan steht wieder draußen. „Und es sind doch bloß noch zehn Minuten bis zum Anfang ... wenn er nun nicht kommt ... wenn sein Herzog ihn nicht wegläßt ..." Schwan merkt, daß er zu den leeren Wänden redet, denn auch die Souffleuse, an die er sich gewandt hat, ist eilig weitergegangen. Auch sie hat in diesem Augenblick andere Sorgen ... „Wär doch zu schade, wenn der junge Mann nicht rechtzeitig zu seinem Ehrentag herkäme ..." denkt Schwan.

Vor dem Wirtshaus zu Schwetzingen hält der Reisewagen. Die beiden Reisenden sitzen in der Gaststube. Der Tag ist kalt, eine Erwärmung tut not. Die Pfeife wird angezündet. Es tut wohl, mal durch die Stube laufen zu können, — das lange Stillsitzen im Wagen soll dieser und jener holen! „Was Kräftiges zu essen!" sagt Petersen, und sein Begleiter nickt, ist aber nicht ganz bei der Sache. Das scharfgeschnittene Gesicht ist blaß, und die Augen brennen in einer heimlichen Erregung. War doch das Unternehmen, Stuttgart ohne Genehmigung des Herzogs heimlich zu verlassen, eine gewagte Sache für den Herrn Regimentsmedikus!

Die junge Kellnerin bringt heiße Fleischbrühe, gebratene Eier und kräftigen Landschinken. Und sie bleibt am Tisch bei den beiden stehen. „Arg kaltes Wetter heut!" lacht sie. Und der blasse junge Reisende sieht auf einmal, wie blitzblau die Augen des Mädels sind. „Setz dich daher zu uns!" bittet er und schiebt den Stuhl zurecht. Die Liesl setzt sich, plaudert munter drauflos. Der Kutscher wird hereingerufen, bekommt sein Schöpple Wein und läßt sichs schmecken. Zuerst sieht er bisweilen besorgt auf die Uhr, aber „nachher, wenn die jungen Herren es nicht anders wollen ... ihm solls recht sein!" Der Schwetzinger Rote ist so übel nicht!

Die Sonne steht schon nicht mehr im Mittag, als der lange Petersen plötzlich unruhig aufspringt. „Kruzitürken, wir müssen weiter, vorwärts rasch ... um fünf Uhr müssen wir in Mannheim sein ..." Sein Begleiter fährt auf, nimmt den Arm von Liesls Schulter, greift nach dem Glas, will lachend abwehren. Da aber bannen ihn die Augen des Freundes. Auf einmal weiß er; er muß weiter, schnell! Er hat keine Zeit zu verlieren, etwas wartet auf ihn, etwas, was wichtiger ist als dieses hübsche Mädchen mit lockend rotem Mund .. Im Mannheimer Schauspielhaus hat der Intendant seine Loge betreten, alle Personen von Bedeutung haben sich eingefunden. Der Buchhändler Schwan hat sich auf seinen Platz begeben. Gleich wird das Zeichen zum Ziehen des Vorhangs gegeben werden ... und noch immer ist der Platz des Dichters leer. Der Zuschauerraum verdunkelt sich. Da plötzlich klappt eine Tür, Schwans Kopf fährt herum. Im Lichtschein, der vom Gang hereindringt, sieht er einen rötlichen Haarschopf schimmern. „Gott sei dank! Der Schiller ist doch noch rechtzeitig gekommen! Es wäre ja auch zu schade gewesen! Ob der Herzog ihn zurückgehalten hat?

Und nun hebt sich der Vorhang über dem Saal des alten Schlosses. „Aber ist Euch auch wohl, Vater? Ihr seht so blaß!" Der junge Franz bemüht sich liebedienerisch um den alten Moor, das dramatische Geschehen der „Räuber" beginnt sich abzurollen. Die Menge lauscht, unter ihnen aber ist der eine, in dessen Seele die Vielfalt bunter Bilder schlummert, durch dessen Hirn Gedanken kreuzen, die weit über das enge Schauspielhaus hinausschweifen, und als der Beifall ihn umbrandet und immer elastischer aufschäumt, da ballen sich in seinem Innern schon die Pläne zu neuem Werk. Und selig fühlt er: was diese Stunde brachte, das kann nicht untergehn, heilig wird sie dem Deutschen sein, weil nun ein Dichter seine Bahn begann.

Westfälische Reiter im Weltkrieg

Mit den Paderborner Husaren an der West- und Ostfront

Von Dionys Meyer

(Nachdruck verboten).

2)

Die Erlebnisse in Deutschland mit seinem ausgeprägten Sinn für Heim und Familie hatten allerlei Anregungen gegeben; das zeigte sich im Salon, in der Küche und im Garten — und dann auch in der zwanglosen Unterhaltung.

Um den runden mit Blumen geschmückten Tisch saßen die Damen im Kreise ihrer Einquartierung.

„Bitte, meine Herren, greifen Sie zu. Hier ist Weißbrot, Butter und Konfitüre, dort Zwieback und Marmelade. Auch Graubrot und Schinken finden Sie. Sie werden Hunger haben. Sonne und Luft machen hungrig und durstig."

Die würdige Dame übernahm die Pflichten der Hausfrau, und auch die beiden Töchter bemutterten nach rheinischer Art die Husaren.

„Wie aufmerksam von Ihnen und wie gütig. Erweisen Sie Ihrem Landesfeind nicht zu viel Ehre?"

Eleonore sagte: „Wir, die wir Deutschland kennen, sind Ihnen nicht feind. Wir verabscheuen den Krieg, der Menschen- und Kulturgüter vernichtet."

„Wie denken Ihre Mütter über den Krieg?" fragte die alte Dame?"

„Mit Begeisterung ließen sie uns ziehen." „Machts gut," sagten sie, „und kommt bald wieder."

„Ich habe keine Söhne, kann also kein Urteil darüber abgeben, wie es einer Mutter ums Herz ist, die ihre Kinder dem Vaterlande schenkt. Etwas Großes muß es wohl sein!"

„Herrlich muß es sein, zu Pferde in den Kampf zu ziehen," sagte Lucia.

„Krieg ist ein furchtbares Handwerk," erwiderte darauf die würdige Dame. „Morgen ist Feiertag. Auch im Rheinland. Die Prozessionen am Rhein haben mir immer imponiert, nicht nur wegen der Farbenfreudigkeit, sondern der Gottgläubigkeit und der echten Frömmigkeit wegen. Wir wollen den Tag benutzen, noch inniger für den Frieden zu beten."

In zwanglosem Geplauder flossen die Stunden dahin. Es wurde Abend und es wurde Nacht. Noch immer war ein Befehl des Grafen nicht eingetroffen, und so richteten die Husaren ihr Lager für die Nacht. Decken und Kissen brachte das Mädchen. Im Vestibül der Villa standen Kaffee, Butterbrote und Zigaretten. Nach dem Abendbrot empfahlen sich die Damen und begaben sich zur Ruhe.

Im Garten war am anderen Morgen der Frühstückstisch gedeckt. Die Dame des Hauses erschien in schwarzer Toilette, Eleonore und Lucia trugen die Farben des Sommers. Ein herrlicher Sonnentag lag über das Tal der Maas gebreitet. Ein Feiertag wie selten so schön, Ausflüge zu unternehmen. Aber es war ja Krieg, und alle Ausflüge endeten im Biwak.

Der Gottesdienst begann um 9 Uhr. „Beten ist jetzt doppelt vonnöten", sagte Madame.

Auch einige Husaren gingen zur Kirche. Der Führer glaubte, die Verantwortung tragen zu können, und beurlaubte sie. Der erste Kriegsurlaub im Felde diente göttlichem Dienste.

Die Anwesenheit der Husaren in der Kirche wurde von der Gemeinde angenehm empfunden. Das zeigte sich schon beim Küster. Er führte sie in eine Bank.

Nach dem Gottesdienst schienen die Damen noch um vieles freundlicher gestimmt. Sie fanden es rührend und mutig zugleich, in fremdem Lande seinen kirchlichen Pflichten zu obliegen. Auch der Pfarrherr erkannte das an.

Fräulein Eleonore begleitete den Unteroffizier in einen Buchladen. Ansichtskarten wollte dieser kaufen und eine Landkarte von Belgien. „Landkarte" — verstand der Patron nicht. Auch Eleonore wußte mit dem Worte nichts anzufangen. Schließlich zog der Unteroffizier seinen Sprachführer aus der Attilatasche. „Plan" und „Plan de Belgique", ja, das wars. Der Patron verstand und legte vier Exemplare auf den Tisch, Maßstab 1:320 000. Zehn Mark legte der Unteroffizier auf die Theke. Der Patron aber wollte das Geld nicht annehmen. „Geben Sie es den Armen, Monsieur," sagte der Unteroffizier.

Den Nachmittag verbrachten die Damen bei Handarbeiten im Garten. Die Husaren studierten die Landkarte und notierten die Ereignisse in ihre Tagebücher. Nebenan im Graje spielte ein Kätzchen.

Vor Lüttich donnerten die Kanonen.

Da besannen sich die Husaren wieder auf den Krieg. Husar Wodetzki ritt nach Hermalle, Verbindung mit der Schwadron aufzunehmen. Sie waren seit zwölf Stunden über alle Berge. Auch der große Troß der Division hatte die Pontonbrücke bereits passiert. Braunschweiger Husaren bewachten sie.

Nun rief die Pflicht. Aus dem sonnigen Heim gings wieder in den Krieg. Die Damen füllten die Packtaschen mit Schokolade und Butterbroten.

„Wir sagen nicht Lebewohl" — wir sagen: „auf Wiedersehen." Kommen Sie gesund nach Hause — und sind Sie wieder in ihrer westfälischen Heimat, dann denken Sie stets an „Maria Himmelfahrt" an Ihr Quartier in Amay. Gott schütze Sie."

Vor Charleroi

„Kopf oben auf,
Die Hand am Knauf.
Sonn' auf."

Während die deutschen Korps die Einschließung von Namur vollzogen und schweres Geschütz von Lüttich im Anrollen war, entwickelten sich im Tale der Sambre und bei Dinant eine Reihe kleiner Kampfhandlungen, die zur großen Feldschlacht führten.

Das Reiterkorps v. d. Marwitz hatte am Samstag, den 15. 8. nördlich der Maaß seinen Zusammenschluß vollzogen und stellte tags darauf die 4. K. D. bei Hedenge, die 9. K. D. bei Geest-Gerompont zum Angriff bereit.

Gegen Nachmittag des 17. 8. wurde westlich Geest-Gerompont eine feindliche Kav. Div. (5. franz.) gemeldet, mit Tetenrichtung Remillies—Ossus. Sofort marschierten die beiden deutschen Reiterdivisionen brigadeweise zur Attacke auf.

Es war ein prächtiges Bild, das alle Reiterherzen höher schlagen ließ, wie im Tale die 48 Schwadronen in zwei Wellen zur Attacke anritten . . .

Aber statt feindlicher Kavallerie trat plötzlich französische Infanterie auf den Plan.

Aufklärungsschwadronen wurden daraufhin auf der Linie Brüssel—Charleroi angesetzt. Fächerartig strebten die starken Reiterpatrouillen auf Wawre, Waterloo, Nivelles, Pont-à-Celles—Charleroi und Jemeppe.

Während die Spähtrupps des rechten Flügels über durchschnittenes Gelände ritten, hatten die linken Flügelpatrouillen das industriereiche Sambretal und eine fortgesetzte Kette von Ortschaften mit dazwischenliegenden Fabrikanlagen zu durchreiten, dazu mit einer proletarischen Bevölkerung, die nicht nur sehr reizbar war, sondern ostentativ zur Flinte griff und die Reiter von rückwärts umlegte und Verwundete massakrierte. Dieser Volksstimmung von vornherein Rechnung tragend, wurden nicht nur tüchtige Mannschaften und gute Pferde ausgesucht und die Führung bewährten Offizieren in die Hände gegeben, sondern der Divisionskommandeur, Graf v. Schmettow, unterstrich die Wichtigkeit der linken Flügelpatrouille nachdrücklich, indem er sagte: „Herr Leutnant, ich setze voraus, daß Ihnen nicht nur die Wichtigkeit Ihres Auftrages, als vielmehr die Schwierigkeit, mit der Sie rechnen müssen, bekannt ist. Denn Ihr Ritt führt Sie in ein wenig verlockendes Gebiet. Machen Sie daher die Augen auf und bringen mir gute Meldung."

„Zu Befehl, Herr Graf."

Graf v. Schmettow reichte dem jungen Husarenoffizier die Hand.

Es ist ein herrlicher Sommerabend und überall Feierabendstimmung. Im flotten Trabe bringen die Pferde Kilometer auf Kilometer hinter sich. Satte Felder wechseln mit kleinen Wäldchen. Felder mit Sonnenblumen und Geranien verbreiten morgenländische Düfte. Arbeiter hantieren mit ihren Frauen im Garten. Beim Anblick der Husaren werfen Sie Spaten und Hacke beiseite und eilen auf die Straße. Vor den Fabriken in Fleurus stauen sich die Menschen, die Mütze schief und im Nacken, die Hände in der Hosentasche und im Munde die selbstangefertigte Zigarette. Auch Frauen und Kinder rauchen. Gestikulierend stehen sie in Gruppen umher. Sie kleben an der Straße, denn die Straße gehört ihnen. Sergt. Krause, der die Spitze führt, hat Mühe, durch die vielen Menschen hindurchzukommen. Gleich hinter ihnen schließt sich wieder der Menschenhaufen.

Leutnant v. Quernheim (Felix), von den Paderborner Husaren, bittet die Bevölkerung, die Straße frei zu geben und nach Hause zu gehen. Die Straße geben sie zwar frei, nicht aber entfernen sie sich. Daraufhin reitet die Patrouille in eine Seitenstraße und trabt nach Süden. Die Meute auf der Straße heult wie hungrige Wölfe, denn sie war um eine Sensation gebracht, doch gaben sie die Verfolgung auf.

„Husar Giefers."

„Herr Leutnant!"

„Die Telefonleitung muß zerstört werden. Sie sind doch Spezialist auf diesem Gebiete?"

Husar Giefers schmunzelt und schnallt sich die Eisen an, ein Dutzend Drähte zu durchschneiden.

Die Straße, auf der die Patrouille nun reitet, führt über welliges, hügeliges Gelände in das Tal der Sambre nach Chatelet. Zechen heben ihre düsteren Schornsteine und Fahrstühle gespensterhaft in den Abendhimmel, und Husar Hellinger findet viel Verwandtes mit seinem heimatlichem Ruhrtal.

Auf den Höhen von Farciennes aber bietet sich den Husaren ein überwältigendes Bild, das ihre Herzen höher schlagen läßt: Auf allen Bahnhöfen im Tale der Sambre werden Truppen ausgeladen.

Blitzartig erfassen die Husaren die Wichtigkeit ihres Auftrages. Die Meldung über Truppenausladungen und Truppenverstärkung im Raume von Namur—Charleroi mußte bei der höheren Kavallerieführung alles über den Haufen werfen. Deshalb war es auch die größte Sorge des jungen Husarenoffiziers, die Meldung so schnell wie möglich zur Division zu bekommen, denn die beste Meldung hat nur dann einen Wert, wenn sie der Oberste Führer in Händen hat.

Während Serg. Krause mit seiner Spitze weiter die Ausladungen beobachtet und zwei Husaren nach Westen sichern, schreibt Leutnant v. Quernheim hinter einem Busche die Meldung . . .

„Herr Leutnant, geradeaus eine feindliche Patrouille."

Sergt. Krause zeigt in die Richtung, wo Fleurus liegt.

Der Leutnant packt Karten und Meldeblocks zusammen — und während er auf seinen getreuen Kämpen, Sergt. Krause, zueilt, erblickt er gleichzeitig auch rechts und links eine Patrouille, die anreitet und im vorwärtsreiten sich allmählich zusammenschließt.

„An die Pferde — aufsitzen!"

In gestrecktem Galopp jagen die Husaren in Richtung der Aufklärungseskadron, die 15 km nördlich — bei Ligny — steht. Das Gelände steigt an. Bald fallen die Pferde in Trab. Sie sind am Ende ihrer Lungenkraft. Selbst die alten Schwadröner prusten und schnauben und sind in Schweiß gebadet.

Die drei feindlichen Patrouillen hatten sich vereinigt. Mit ihren frischen Pferden kommen sie schnell vorwärts. Nun gilt es zu handeln. Schon beim Bergaufreiten gibt Ltn. v. Quernheim den Befehl: „Hinter der Höhe in Deckung absitzen." Sergt. Krause prescht vor, eine schützende Stelle zu erspähen. Sein Auge findet fünfzig Schritt hinter der Höhe eine Lehmgrube von zwei Meter Tiefe. Krause winkt seinem Führer. Im Galopp kommen die Husaren mit der letzten Kraft über den Kamm, stellen die Pferde in die Grube, greifen zum Karabiner . . .

Erwartungsvoll mit dem Karabiner in der Hand, Krause am rechten, Quernheim am linken Flügel — da braust die dreifache Uebermacht über die Höhe —. Im gleichen Augenblick fegt ihnen die erste Salve entgegen. Vier, fünf Reiter sinken getroffen von ihren Pferden. Deutlich malt sich das Entsetzen auf die Gesichter der französischen Dragoner und ein Stutzen geht durch ihre Reihen.

Sie waren wohl gewillt zu siegen, nicht aber zu sterben. Mit ein klein wenig Mut hätten sie die Husarenpatrouille überreiten können. Das tat nur der rechte Flügelmann, den Leutnant v. Quernheim vom Pferde schoß, alle übrigen machten den Fehler — links abzuschwenken. Jetzt traf sie die zweite Salve und gleich darauf die dritte. Zehn bis zwölf Mann waren geblieben.

Die Husaren galoppierten Richtung Regiment. Die Pferde mußten tüchtig ausgreifen, denn wichtiger als alles Plänkeln mit feindlichen Patrouillen war die Meldung an den Kavalleriеführer.

Nach einigen Kilometern schnellen Reitens, wobei die Husaren der Verfolgung durch eine französische Dragonerschwadron ausgesetzt waren, traf die Patrouille Quernheim unerwartet auf die Vorposten und Vedetten münsterischer Kürassiere.

Husar Franz Korte, ein prächtiger Mann und sattelfester Rekrut überbrachte die Meldung dem Divisionskommandeur.

Die Patrouille v. Harthausen vor Maubeuge

In der Mittagsstunde des 21. August trabte die Patrouille des Grafen Asseburg von Malplaquet über Nivelles nach Soignes. Sie rastete unterwegs einige Minuten am Denkmal des Herzogs von Braunschweig. Der Graf dozierte Kriegsgeschichte. Die Gedanken schnellten um ein Jahrhundert zurück.

Auf der Terrasse des Hotels „Stadt Brüssel" aßen die Husaren zu Mittag. In Scharen strömte die Bevölkerung herbei, die ersten deutschen Reiter zu sehen.

Gegen Nachmittag trifft die 9. Kav. Div. in Soignes ein und bezieht Quartier und Biwak im geräumigen Schloßpark des Chateau Cernet. Es ist halber Ruhetag. Die Truppe freut sich darauf, zumal bekannt wird, daß Bagage und Feldpost im Anrollen sind.

Goslarer Jäger übernehmen die Sicherung der ruhenden Truppe.

„Eine Offizierspatrouille von der 3. Schwadron Husaren 8. Der Führer zur Division."

Leutnant Freiherr v. Harthausen steht vor dem I. Generalstabsoffizier der 9. K. D., Hauptmann v. Bittenfeld.

„Herr Leutnant, Sie kennen die Schwierigkeiten Ihres Auftrages. Wissen, daß Sie gegen eine Festung reiten. Wir müssen unter allen Umständen wissen, was in Maubeuge vor geht. Nun reiten Sie mit Gott."

Unteroffizier Krischik führt die Spitze. Auf guter Straße traben die Husaren nach Mons. Hochsommerliches Leuchten über den Fluren des Hennegaus. Lindenbäume umsäumen die Straße. Auf dem Felde arbeiten die Landleute, und aus den Wiesen dringt das Blöken weidender Rinder. Im Schatten weitästiger Dorflinden sprießen tausendfach leuchtende Blumen deutschen Empfindens. Salzherbe Westwinde tragen den Reitern den Herzschlag des nahen Meeres zu. Aus allen Dörfern klingt der Angelus und den Husaren ist's, als ritten sie durch westfälische Gaue.

Mons ist durchritten. Bald ist die alte Römerstraße Charleroi—Cambrai erreicht. Der Tag senkt sich zur Neige. Vierzig Kilometer sind zurückgelegt. „Füttern und tränken", befiehlt der junge Offizier. „Krischik, Sie gehen mit mir auf die Höhe, wollen sehen, was es da vorne gibt."

Maubeuge ist in greifbarer Nähe. Tausend Lichter flimmern. Langsam löst sich der Nebel aus dem Tale der Sambre und Nicote. In der Ferne rollen Eisenbahnzüge von Maubeuge nach Charleroi. Der Feind aber läßt sich nicht sehen.

Weiter. Die Spitze trabt voraus. Krischik hält die Pistole bereit. Fester umklammern die Husaren den Lanzenschaft.

„Marschrichtung, der hohe Schornstein." Die Patrouille reitet über durchschnittenes Gelände. Da, im Tale eine Uniform. Lässig lehnt der Douanier am Schlagbaum. Als er die Husaren sieht, legt er die Hand an die Mütze. Auch der Führer grüßt. Gleich darauf verschwindet die Patrouille im Walde und — durchschneidet die Fernleitungen.

Halbwegs Gognies—Bettingnies liegt eine Farm. Der Patron steht vor der Türe. „Wo die englischen Posten stehen," fragt der Leutnant.

„Anglais? . . . Non, Monsieur! Französische Posten stehen an der Grenze und dann auch vor dem Forts de Leveau. Aber Engländer? Nein, Herr!"

„Famos," sagt Leutnant v. Haxthausen. „Jetzt aber aufpassen und nach allen Seiten spähen. Reservist Runte und Husar Diekmann, Sie reiten an der Queue und beobachten nach rückwärts. Unteroffizier Krischik und Gefr. Nolto übernehmen wieder die Spitze."

„Bettignies liegt bereits im Rücken. Nördlich der Umgehungsstraße, die kreisförmig die einzelnen Forts miteinander verbindet, traben die Husaren nach Westen und steigen hinter einem Wäldchen aus dem Sattel. Ltn. Haxthausen und Unteroff. Krischik fühlen an die Straße vor. Bald kommen ein paar Landfuhrwerke, dann Radfahrer, zuletzt ein einzelner Mann. Ihn fragt der Führer nach dem Wege zum Forts de Leveau. „Dort", der Bauer zeigt nach Süden. „Wo die Posten stehen"? fragt der Offizier. „Zweihundert Schritte von hier, an der ersten Feldstellung." Der Mann wird festgehalten und die Patrouille streift weiter.

Die Nacht bricht herein. Es ist Neumond und bald ist es stockdunkele Nacht. Rechts ist eine Anhöhe. Die Bäume sind gefällt: Schußfeld für die Batterien. Plötzlich stutzt die Spitze . . . frontal vor ihren Augen erhebt sich ein massiger Erdhaufen . . . mit Drahtverhauen und Palisaden aus Eisen. Atemloses Verhalten . . . Staunen . . . Starren . . .

„Wir sind am Außenforts", flüstert der Leutnant. Da fällt ein Schuß! Vorsichtig in Deckung reiten. Gleich darauf steht die Patrouille im gefällten Wäldchen. Krischik ist zu Fuß. Sein Arm streift einen Draht, gleich darauf verliert er den Boden unter den Füßen. Im letzten Augenblick umklammert er noch eine Baumwurzel und erkennt die Signatur des Steinbruches.

Totenstille herrschte um Mitternacht. Ltn. v. Haxthausen wußte, daß unterirdische Fernleitungen die Forts mit der Außenwelt verbinden. Dies Bewußtsein erfordert neue Entschlüsse.

Die Husaren reiten zurück. Die Nacht begünstigt ihren Ritt und der Franzose erweist sich als ein brauchbarer Führer. Zwei Stunden vergehen. Die Patrouille rastet in einer Grube. Allmählich wird es hell im Osten und die Husaren setzten ihren geheimnisvollen Ritt fort.

„Dort . . . dort . . . Franzosen, dort auch! „Die suchen uns", sagt Leutnant v. Haxthausen. Gleich darauf erhält die Spitze Feuer. Von Süden kommt eine zweite Patrouille auf sie zugeritten.

„Zum Gefecht zu Fuß — absitzen! Vorwärts . . ." ruft der Leutnant. Sechs Karabiner liegen im Anschlag. Haxthausen und Krischik schnappen sich die Flinten der Pferdehalter. „Feuer . . ." ruft Haxthausen. Drei französische Reiter fliegen aus dem Sattel. Die anderen aber, an der Spitze ein Offizier, kommen mit „vive le France" auf die Husaren losgestürmt. Da erhebt sich Krischik, zielt mit der Pistole — der Schuß trifft den Führer . . .

„An die Pferde — aufsitzen. Marschrichtung, der hohe Schornstein von gestern abend. Galopp . . ."

Wie die Rehe jagen die kleinen Husarenkatzen über das Stoppelfeld. „Schritt", befiehlt Leutnant v. Haxthausen. „Die ermüdeten Pferde voraus". Marschrichtung die Windmühle an der Römerstraße. Vorwärts."

Gleich darauf brechen an zwei Seiten feindliche Reiter hervor, die umfassend ausholen.

„Krischik, schaffen die Pferde noch einem Galopp?'

„Jawohl, Herr Leutnant."

„Dann los!"

Krischik sieht hinter sich, sieht vier Reiter mächtig ausholen, sieht, wie sie die Pistole ziehen und den Degen schwingen.

„Achtung — hinter uns Reiter! Engländer, Herr Leutnant!!!"

„Ruhig streichen lassen, bis wir die Ebene überwunden."

„Herr Leutnant, hinter der Höhe gleich zum Karabiner . . .!" (Forts. folgt).

Die Bäume

Die dunklen Waldesketten stehn im Rot.
Ihr Bäume, schweigende, geliebte, trinkt
Der abendkühlen Stille tiefe Ruh! —
Wie anders doch als ich, ihr treu geliebten,
Tragt ihr in euch, das uralt — ewige
Geheimnis allen Lichts, das Wissen auch
Um die verborgene Finsternis der Nacht;
Und was ich weiß, hab' ich von euch erlauscht,
Und alles Ahnen habt ihr mir geschenkt.
So schließet denn, ihr schauend — wissenden,
Um mich den Kreis — voll Ehrfurcht tret' ich ein
In eure Dämm'rung, wo der Friede wohnt.

Sophia Steinwarz.

Afrikanische Abenteuer

VON MAJOR TUDOR TREVOR

Nachdruck auch mit Quellenangabe verboten. Copyright by Centpreß.

6)

Rutengänger beim Häuptling von Kanya.

Wir blieben ungefähr drei Monate lang außerhalb von Mafeking. Während dieser Zeit wurde ich zum Glauben an die Rutengänger bekehrt. Sefetele, wo wir lagerten, war ungefähr zwanzig Meilen vom Kanya, einem flachen Bergrücken, entfernt, auf dem ein eingeborener Stamm hauste. Irgendein Anlaß führte mich zum Kraal des Häuptlings. Ich sah, daß ein Pflock in die Erde getrieben wurde, und fragte nach dem Grunde. Der Häuptling sagte mir, es sei ein weißer Mann da, der ihm Wasser suchen wolle. Nun war dies vom geologischen Standpunkt der hoffnungsloseste Platz, um Wasser zu finden. Ich riet dem Häuptling, den Mann nicht im Vorhinein zu bezahlen, aber er sagte: „Ich werde ihn erst bezahlen, wenn er Erfolg hat!" Ich ließ mir den Mann kommen und versprach lachend, ihm Whisky zu seinem Wasser zu geben. Nach etwa sechs Wochen, als wir gerade im Begriffe waren, nach Mafeking vorzurücken, erhielt ich ein sehr respektvolles Schreiben, in dem er mich um den Whisky bat. Ich ging mir das Wasser anschauen. Es war jedenfalls reichlich genug für den Häuptling und seine Familie. Es war achtzig Fuß unter einer horizontalen Schicht von Konglomerat. Schandenhalber mußte ich nun den Whisky auftreiben. Es war unmöglich, also gab ich dem Manne zwölf Pfund, den landesüblichen Preis für ein Kistchen.

Beim Entsatz von Mafeking — das jetzt in dem Film „Cavalcade" eine so große Rolle spielt — war es meine Aufgabe, für den Nachschub zu sorgen. Ich kam den ganzen Tag nicht ins Feuer. Es war trotzdem ganz interessant, denn obwohl wir nicht weit hinter der Kolonne waren und alles hören konnten, was vorging, erhielten wir keine Nachrichten außer durch Nachzügler.

Der Kampf um Mafeking.

Ich verließ unser Lager in Jam Massibus um acht Uhr morgens und holperte den ganzen Tag vorwärts, ohne auszuspannen; ich machte nur Halt, wenn ich den vorrückenden Truppen zu nahe kam. Nach Einbruch der Dunkelheit holperten wir noch weiter und kamen um Mitternacht nach Mafeking. Ich und ein Artillerieoffizier namens Montmorrency kampierten auf dem Marktplatz unter dem Wagen — tot für die ganze übrige Welt; aber es gab in Mafeking einen alten Deutschen, mit dem ich befreundet war. Der hatte während der ganzen Belagerung eigens für mich einen Burgunder aufgehoben, wenn ich mit dem Entsatzheer kommen sollte. Er fand mich und brachte jedem von uns eine große Flasche Burgunder. Wir tranken sie bis auf die Neige und schliefen dann ein. Am folgenden Tage zogen wir aus Mafeking und kamen unbehindert bis Zerust. Erst nahe bei Pretoria kam es wieder zum Kampf.

Man trifft oft Leute, die klagen, daß ihre Verdienste nicht gewürdigt und daß sie „ausgenützt und weggeworfen" worden seien. Ich habe das oft als Beschuldigungen gegen Männer wie Rhodes, Kitchener und Smuts gehört und ich kann so etwas nicht vertragen. Ein großer Mann muß Bauern haben wie ein Schachspieler und man kann nicht von ihm verlangen, daß er sie alle zeitlebens auf seinem Schreibtisch aufgebaut stehen habe. Alles, was ein Bauer fordern kann, ist, daß er nach seinen besten Fähigkeiten eingesetzt werde. Das Spiel selbst soll der Lohn sein. Eine Königin zu schützen oder einen Läufer zu nehmen soll dem Bauern genügende Befriedigung gewähren.

General Plumer schützt das Ehrenwort des gemeinen Soldaten.

Bei einem Rhodesischen Regiment diente ein Däne namens Wessels. Er kam als erster in die Gefangenschaft der Buren. Sie ließen ihn gegen Ehrenwort frei. Er kam zurück und meldete sich bei seinem Truppenkörper. Sein Offizier befahl ihm, wieder seinen Dienst anzutreten. Wessels erklärte, dies nicht tun zu können, weil er sein Ehrenwort gegeben habe; doch sei er bereit, irgendeinen Dienst als Nichtkombattant zu verrichten. Der Offizier sagte, ein gewöhnlicher Soldat könne nicht sein Ehrenwort geben und wenn er nicht auf seinen Posten zurückkehre, werde er erschossen werden. Wessels bestand darauf, sein Wort zu halten. Er kam in Arrest und der Fall wurde Plumer vorgetragen. Es war niemals ein Befehl in dieser Sache ausgegeben worden, die meisten von uns wußten nicht, daß nach der Dienstvorschrift nur ein Offizier sein Ehrenwort geben kann. Plumer nahm für Wessels Partei und sorgte dafür, daß er bis zum Ende des Krieges in dieser oder jener Verwendung als Nichtkombattant stand.

Kurz nachher tauchte der Mann in meinem Büro in Pretoria auf. „Können Sie mir eine Stelle verschaffen, Mr. Trevor?", war sein erstes Wort. „Natürlich, Wessels, mit Freuden. Haben Sie Papiere?"

„Ja," stammelte er, „die Geschichte ist so: ich habe eines, aber ich mache nicht gerne Gebrauch davon. Ich habe es noch niemandem gezeigt, aber wenn Sie es sehen wollen? Da ist es!"

Er reichte mir einen Briefumschlag, der in Oelzeug gewickelt war. Beim ersten Blick merkte ich, daß es ungewöhnlich elegantes Briefpapier mit Monogramm und Krone war. Ich überflog den Inhalt. Er lautete ungefähr:

„Mein Patenkind, Herr Wessels, geht nach den Kolonien, um sein Glück zu versuchen. Ich nehme großes Interesse an ihm und wäre sehr dankbar, wenn jemand, dem er dieses zeigt, ihm behilflich sein wollte.

Alexandra."

Ich kannte mich nicht aus.

„Wer ist diese Alexandra?" fragte ich erstaunt.

„Sie sollten es wissen," lachte er. „Es ist Ihre Königin."

„Aber lieber Freund, wer sind Sie denn? Wie in aller Welt kommen Sie zu diesem Brief? Es interessiert mich natürlich sehr."

„Ja, sehen Sie, mein Vater war Oberstkämmerer am dänischen Hof und ich wuchs dort auf," erklärte er. „Aber er heiratete ein zweitesmal und ich mußte aus dem Hause. Königin Alexandra war meine Taufpatin und sie hat mich nie vergessen," schloß er, sichtlich verlegen.

Er nahm eine ziemlich untergeordnete Stellung im Departement der öffentlichen Arbeiten an, bewährte sich dort und später verschafften wir ihm einen Verwaltungsposten in Nigeria, wo er, glaube ich, gestorben ist.

VI.
Dunkle Existenzen in Afrika.

In den alten Zeiten, ehe die Gesellschaft in Afrika sich auf finanzieller Basis geschichtet hatte, verkehrten alle Weißen auf gleichem Fuße miteinander. Von diesen Umständen begünstigt, erschienen allerhand merkwürdige Gestalten auf der Bildfläche und ihre Namen waren oft von einem Ende Süd-Afrikas zum anderen bekannt. Jetzt hört man nie mehr von solchen Leuten. Sie können nicht mehr aus der Masse emportauchen.

Einer der bekanntesten unter ihnen war der „tolle Owen". Er hieß eigentlich Mostyn Owen, war einst Offizier, — ich glaube im Inniskillings-Regiment gewesen und soll die Charge verloren haben, weil er seinen Obersten beschimpfte. Er war ein riesenhafter Kerl und häufig betrunken. Aber ich habe niemals etwas Gemeines oder Ehrloses über ihn gehört. Für gewöhnlich war er ein liederlicher Kumpan, weder feiner noch anständiger in seiner Redeweise als irgendeiner in dieser Gesellschaft. Und die Gesellschaft war eine herzlich derbe. Aber sobald Owen ein wenig betrunken war, wurde seine Sprache ehrbar und gewählt, und hatte er einmal einen tüchtigen Rausch, so konnte sich kein Gelehrter vornehmer ausdrücken. Da Owen ganz ohne Furcht und ein wackerer Kämpe war, pflegten sich die Schenken zu leeren, sowie er anfing, gutes Englisch zu sprechen. Im ganzen Lande liefen Geschichten über Owen um.

Ein deutscher Schneider namens Haller in Barberton erzählte mir einmal folgendes:

Der Säufer und der deutsche Schneider.

Als Haller einst in Furleys Hotel in Komati war, kam Owen eines Abends in sehr gehobener Stimmung dorthin. Beim Durchschreiten einer Furt hatte ein Krokodil sein Pferd angegriffen und Owen hatte es mit dem Steigbügel abgewehrt. Er wollte sich nun ein Gewehr verschaffen, zurückgehen und das Krokodil schießen. Furley ging nicht darauf ein, aber Haller lieh ihm sein Gewehr und begleitete ihn zu der Furt. Als sie hinkamen, sagte Owen:

„Ich stelle mich jetzt dort hinüber ins seichte Wasser und wenn das Krokodil kommt und mich angeht, schießen Sie es."

„Ach, Mr. Owen", sagte Haller. „Ich kann nicht schießen. Ich könnte Sie treffen".

„Gut", sagte Owen, „dann geben Sie mir das Gewehr und gehen Sie hinüber!"

Haller tat es, aber er schreibt dem Schrecken, den er damals ausgestanden, seine Glatze zu.

Schmidt, — der Lächler.

Schmidt, der „Lächler", war auch so eine Figur. Der arme Schmidt ist jetzt ganz verschollen, aber ich glaube, er ist noch am Leben. Man erzählt, er habe einmal durch den Verkauf einer Aktie dreitausend Pfund bekommen und sei nach England gefahren, um seine Angehörigen — er soll ein Pastorssohn gewesen sein — zu besuchen. Aber in Southampton schloß er Freundschaft mit einer Truppe vom Gaiety-Theatre und nachdem er sie freigehalten hatte, lud er sie zu einer Seereise ein. Er heuerte im Hafen von Southampton eine Yacht samt Bemannung und Stewards und fuhr mit der ganzen Truppe nach Rio. Natürlich legten sie in einer Anzahl von Häfen an und ließen es sich gut gehen, so daß das Geld ausgegeben war, ehe sie ihr Ziel erreichten. Schmidt salvierte sich, indem er nachts über Bord sprang und sich auf einem Auswandererschiff für die Rückreise nach Afrika verdingte. die Yacht mit der Schauspielertruppe mußte auf Kosten des Britischen Konsulats nach England zurückbefördert werden, und acht Tage lang war die Geschichte die Sensation der Zeitungen. Der „Lächler" war mit seinen dreitausend Pfund genau drei Monate ausgekommen. In anderen Jahren hat er wahrscheinlich keine hundert Pfund gesehen.

Ein anderer solcher Bursche, Stafford Parker, war zu seiner Zeit eine sehr bekannte Erscheinung. Als sowohl der Freistaat, wie auch Transvaal Anspruch auf die Goldwäschereien an der Grenze erhoben, erklärten sich diese als selbständige Republik und wählten Stafford Parker zum Präsidenten. Seither trug er immer einen grauen Zylinder.

Wild-West im Swaziland.

Bob Macnab war wie eine Figur von Bret Harte; da ihm der Boden sowohl in Transvaal wie im portugiesischen Territorium zu heiß geworden war, ließ er sich in Swaziland nieder. Dort gab es damals ein halbes Dutzend solcher vogelfreier Existenzen, ja es war das einzige Gebiet von Afrika, das sich in dieser Hinsicht mit dem „Wilden Westen" Amerikas vergleichen konnte. Einer dieser Kerle, Charley Denton mit Namen, war Bobs geschworener Feind. Sie hatten einmal einen Streit, in dessen Verlauf Bob halbtot geschlagen wurde und, wie man berichtet, zwei von Dentons eingeborenen Frauen getötet wurden. Seither war jeder der beiden Männer bereit, den anderen ohne weiteres niederzuschießen. Alle Europäer, die den König von Swaziland aufsuchen wollten, stiegen damals in Bremmers Hotel ab, das in nächster Nähe vom Kraal des Königs lag. Eines Tages saß man in dem langen schmalen Speisezimmer beim Essen. Die Eingangstür war in der Mitte der einen Längswand und Bob saß ihr gerade gegenüber. Alexander Meikle hatte die Tür im Rücken und alle anderen Plätze waren auch besetzt. Plötzlich flog die Tür auf und eine Stimme schrie: „Jetzt hab ich dich, du alter . . ." Es war Charley und er richtete sein Gewehr auf Bob, aber irgendwie kam er dabei mit Meikle in Kollision und der Büchsenlauf traf diesem am Ohr. Er wandte sich um, packte Charley bei der Hüfte und beim Genick und warf ihn hinaus, wobei Gewehr und Revolver herunterfielen, während er durch die Luft sauste. Meikle jagte ihn dann noch die Straße hinunter. Bob war ganz ohne Furcht und man hat niemals etwas Ehrenrühriges über ihn gehört, obwohl er gefährlich war, wenn er zu tief ins Glas geschaut hatte. Er nahm jedoch ein schlimmes Ende. Man fand seine Leiche gefesselt im Fluß bei Tempe; Mund und Nase waren mit Fett verstopft. Niemand erfuhr, wer ihn ermordet hatte.

Spione im Burenkrieg.

Jan Martyn war gerade kein Strolch, aber er war ein Original. Seine Haut war so dunkel, daß man ihn nirgends außer in Swaziland für einen Weißen angesprochen hätte. Er war Elefantenjäger gewesen, gab sich aber dann damit zufrieden, Flußpferde zu schießen, um aus ihrer Haut Sjamboks zu fabrizieren, die er exportierte. Aber auch er nahm ein schlimmes Ende. Er fand einen im Busch verirrten Mann, der vorgab, der Heilsarmee anzugehören. Er freundete sich mit ihm an und behielt ihn bei sich im Lager. Eines Tages fanden die Eingeborenen Jan ermordet auf. Da sein Gast verschwunden war, hielt man diesen natürlich für den Mörder.

Ein berüchtigter Bursche war Scotty Smith, der in der Kalahari-Wüste lebte. Ich habe ihn nie kennen gelernt, kreuzte aber einmal gegen Ende des Burenkrieges seine Spur. Man glaubte, daß die Buren über die Westküste und die Kalahari-Wüste Depeschen aus Europa bekamen und Scotty und ein paar andere Kundschafter erhielten den Auftrag, alle verdächtigen Reisenden anzuhalten. Kurz vorher hatte man zwei Skelette von Feinden gefunden; sie hatten in ihren Taschen Depeschen, die für uns von größtem Werte gewesen wären, wenn sie rechtzeitig in unsere Hände gekommen waren. Es wurde daher der Befehl ausgegeben, daß in Zukunft alle feindlichen Gefangenen und Toten nach Papieren durchsucht werden sollten; wenn solche gefunden würden, sollten sie sofort ins Hauptquartier geschickt werden. Bald darauf erhielt man von Scotty eine Depesche folgenden Inhalts: „Montag, den 15. März patrouillierte in der Nachbarschaft von Reitfontein. Zwei feindliche Soldaten eröffneten Feuer auf mich. Einer hatte ein Pfund sieben Schilling sechs Pence in der Tasche, die hier beiliegen".

Lord Kitchener soll dies für die prächtigste Meldung erklärt haben, die er je gesehen, und Scotty wurde denn auch für alle seine früheren Missetaten amnestiert. Es war bekannt, daß er von Haus aus ein schottischer Gentleman war und nach seinem Tode stellte sich heraus, daß er eigentlich Gordon Lennox hieß und tatsächlich diesem Geschlecht angehörte.

Ich könnte manche nicht minder originelle Figur aus den wohlhabenden Kreisen zeichnen. Hat doch Arthur Wynell Lloyd, der bekannte Karikaturist des Parlaments, der für den „Punch" zeichnete und in den Tagen Lord Milners das historisch eSüd-Afrika karikierte, einmal gesagt: „In diesem Lande braucht man kein Karikaturenzeichner zu sein; jedermann ist hier eine Karikatur. Man braucht nur die Leute zu photographieren." Es sind keine Durchschnittscharaktere, die bei einem Glücksrittertum, wie dem von Johannesburg an die Oberfläche kamen. Ich will nicht über diese ersten Finanziers von Johannesburg sprechen.

Die ersten „Finanziers" von Johannesburg.

Allzuviel ist schon über sie gesagt worden. So hochherzig und friedlich auch ein satter Löwe sein mag, ein hungriger Löwe ist ein Teufel und in jenen Tagen waren sie hungrig. Um ein anderes Gleichnis zu gebrauchen: Ich wußte von Anfang an, daß ich unter ihnen nur ein irdenes Töpfchen zwischen ehernen Tiegeln sei, und obwohl ich im Klub und auch sonst mit ihnen zusammengetroffen bin; hütete ich mich doch sehr, mit ihnen Kirschen zu essen. Einen muß ich aber doch erwähnen: Es ist der verstorbene Mr. Sammy Marks. Er war eine Nummer für sich. Der Humor sprudelte aus ihm hervor wie die Kohlensäure aus dem Mineralwasser, mag die Quelle auch noch so schwefelig sein. Und es war ein menschenfreundlicher Humor. In geschäftlichen Dingen war er der Gipfel der Schlauheit und Gemeinheit, aber im Privatleben war er äußerst gastfreundlich, liebenswürdig und unterhaltend. Jede witzige Anekdote, die jemals in Afrika erfunden wurde, wird Sammy Marks zugeschrieben. Die folgende ist nicht hervorragend, aber charakteristisch. Als Rhodes starb, wollte ein sehr bekannter Südafrikaner den Mantel des Toten als Andenken. „Lasse es sein, mein Junge", mahnte Sammy, „laß es sein! Ich habe selbst mit alten Kleidern gehandelt. Sie passen niemals." Für das Nachschlagewerk „Whos who?" (Wer ist wer?) gab er als sein Steckenpferd an: „Sammler von Gerüchten".

Das „Haus der Lords".

Zwischen 1895 und 1900 bestand in Doornfontein eine Tischgesellschaft, die von Außenseitern verächtlich „House of Lords" (Herrenhaus) genannt wurde. Ich war ein paarmal dort zu Gast. Es war wirklich eine merkwürdige Versammlung von irgendwie aus der Bahn geworfenen Persönlichkeiten aus dem Gotha und aus Burkes „Landed Gentry" (Verzeichnis des britischen Adels). Da war einmal Prinz Blücher, der, wenn ich nicht irre, jetzt der Chef der Familie ist. Es war ein prächtiger Deutscher, der sich aber mit seinem Vater überworfen hatte. Er huldigte dem Materialismus. Dann war da Graf Goudenoff, seiner Ueberzeugung nach esoterischer Buddhist — ein Mann von einer Grazie, deren nur ein Oesterreicher fähig ist. Ferner Prinz Boris, mit dem ich später viel zusammengekommen bin; er war wie zum Romanhelden geschaffen. Auf den ersten Blick sah er nicht besonders kräftig aus, aber obwohl er an einer Hand nur Daumen und Zeigefinger hatte (die anderen waren ihm weggeschossen worden) konnte er ein Paket Spielkarten mitten entzweireißen. Es hieß, er habe zu Anfang der Siebzigerjahre ein Mitglied der Zarenfamilie im Duell erschossen und sei daher aus Rußland verbannt. Die Tatsache einer lebenslänglichen Verbannung steht jedenfalls fest. Von seinen Gütern erhielt er eine jährliche Rente von siebenhundert oder tausend Pfund, die er aber persönlich in Paris abheben mußte. Sein Plan war von Anfang an, auf lange Zeiträume im Innern Afrikas unterzutauchen und sein Kapital anwachsen zu lassen, dann zurückzukehren, alles auf einmal abzuheben und, solange es reichte, in Frankreich davon zu leben. Bisher war die Elefantenjagd seine Spezialität gewesen, jetzt, da die Elefanten selten wurden, befaßte er sich damit, Eingeborene für die Bergwerke anzuwerben. Einmal traf ich Boris in Delegoa Bay, als er gänzlich verwildert aus dem Busch kam. Wie er war, reiste er nach Johannesburg. Eine Woche später las ich in der Zeitung, daß Prinz Boris eingetroffen und im Carlton Hotel abgestiegen sei. Ich fand ihn dort tadellos elegant in der blendendsten Gesellschaft.

(Fortsetzung folgt.)

AMARILL

Wir gehn, die Gräber zieren,
Amarill,
Die kleinen Vögel frieren,
Amarill,
Die kahlen Zweige klagen:
O weh, zu Grab getragen,
Still, o still.

Der Kranz in deinen Händen,
Amarill,
Will unsre Blicke wenden,
Amarill,
Wo wir uns nimmer sehen,
Wohin wir dennoch gehen
Still, o still.

Was kannst du lächelnd weinen,
Amarill?
„Ein Siegel sprang von Steinen,
Still, o still.
Ein Gärtner hebt die Schollen —
Nicht wie wir es wollen,
Wie er will."
Still, o still!

Ruth Schaumann.

Nebelmond — Regenmond

VON EGON VON KAPHERR

Die meisten Jäger können den November nicht leiden. Mit Recht: er ist in unseren Breiten ein richtiger Ekelmonat: kühlfeucht, regenbringend, nebelig, schnupfenbringend, hustengebend. Und seit 14 Jahren lieben wir — die meisten unter uns — diesen Monat noch weniger. Das hat seine besonderen Gründe. Da nützt es nichts, daß wir Ricken abschießen dürfen, daß wir Kahlwildjagden machen, auf alles funken dürfen, was da weidgerecht jagdbar ist — denn das Ricken- und Kahlwildabschießen ist wenig vergnüglich und schwere Arbeit bei schwerer Verantwortung, die Hasenjagden fallen meistens ins Wasser — im übelsten Sinne und wörtlich zu nehmen —, und außer dem bißchen Kaninchenschießen an seltenen sonnigen Tagen ist wirklich nichts los.

Um so mehr freut sich Referendar Müller, als er eine Jagdeinladung von „Onkel Balduin", einem Großgrundbesitzer der Nachbarschaft, erhält. Es soll eine Treibjagd auf Hasen, Kaninchen, Fasanen und anderes Wild stattfinden. Patronen sind bald besorgt, die neue Flinte wird nochmals geölt, im Futteral verstaut, der Rucksack wird gepackt — und dann geht's nach fast schlafloser Nacht los. Der Himmel ist sternklar — das Wetter ist herrlich. Auf dem Bahnhof sind schon andere Jagdgäste versammelt. Man steigt ein, der Zug setzt sich in Bewegung. Jagdgeschichten werden erzählt, der Rauch im Abteil dichtet sich, und Referendar Müller ist froh, als es endlich heißt: „Niederstadt, alles aussteigen".

Es bleibt kaum Zeit, im einzigen Hotel des kleinen Städtchens eine Tasse Kaffee zu trinken, denn schon ist es taghell und in der Einladung stand: wer zu spät kommt, hat das Nachsehen, denn ein Viertel nach acht beginnt das erste Treiben. Die paar Jäger stapfen nun die schmale Straße hinunter, kommen an die Friedhofmauer, sehen die vielen kleinen Grabhügel, die Krähen im Geäst der alten Bäume und auf der Chaussee nebenan ein Gewimmel lustig schwatzender Menschen — der Treiber und Jäger. Das geht durcheinander wie Ameisenschwarm, Rauchwölkchen quirlen in der Luft, kleine Menschengruppen sondern sich: der Herr Jagdleiter teilt die Treiber ein. Der alte Obertreiber hat viel zu tun. Sein grauer Schnauzbart flattert im Winde, seine Backen sind rot wie Burgunder, seine Nase zeigt die tiefe Bläue des Kobalts und seine listigen Aeuglein tropfen ein wenig und zeugen vom Kümmelfläschchen, das schon bei den Jägern die Runde macht.

Die Jäger sind nun auch alle beisammen und begrüßen sich. Alles setzt sich nach dem Forst zu in Bewegung, man spricht gedämpft: Lautes Sprechen ist verboten. Auch die Treiber sind in guter Zucht, denn seit Jahren kennen sie ihr Handwerk, und wenn einer der Halbwüchslinge mal laut wird, kommt gleich der gestrenge Obertreiber oder der Förster dazwischen. Auch Referendar Müller schweigt. Er macht seine erste Treibjagd mit — und das ist für einen Anfänger immer eine feierliche Sache, so eine Art von „Eignungsprüfung", ein jagdliches „Einjährigenexamen" etwa, noch lange kein „Abiturium".

Auf dem Kreuzwege macht der Jagdherr halt und schickt die Treiber das Gestell hinunter, er selbst aber stellt die Schützen aus. Zuerst kommt der gewichtige Domänenpächter Wehrhahn dran, pustend nimmt er seinen Stand ein. Dann: „Bitte, Herr Major". Der alte Krieger lüpft das Hütchen, dankt leise und steckt Patronen in den Doppellauf. Dann kommt der Amtsrichter an die Reihe, hundert Schritt weiter der Oberförster, sodann der Kommerzienrat, der Oberst, der Doktor und der lange Baron und schließlich, auf dem zweiten Schneisenkreuz, der etwas nervöse Referendar. Der Jagdherr geht selbst in die Flanke, winkt dem Förster, der gerade am anderen Ende des Treibens auftaucht — ein Signal tönt, und das Gerassel und Geklapper der Treiberwehr. „Haas, Haas," rufen die Jungen.

Da knallt's schon — beim Major, dann beim Jagdherrn, der einen Hasen sauber auf den Kopf stellt, wieder krachts, rechts, links, Fasanen werden burrend und gockend hoch, Karnickel flitzen, Hasen flüchten — es ist ein guter Anfang.

Da — schier bleibt ihm das hämmernde Herz stehen — sieht der Referendar ein rötlichgraues Tier angesaust kommen. Ohne Zweifel — ein Hase. Dem jungen Mann flimmert's vor den Augen. Er nimmt alle Willenskraft zusammen — er sucht das Gewehr auf's Ziel zu richten und — drückt endlich in einer Art Verzweiflung ab — zweimal — denn zwei Schrotläufe hat das Gewehr. „Läßt jrüßen", höhnt der Baron und stellt seinerseits ein Kaninchen, das den Weg überhuscht, auf den Kopf. Wipp, wipp, wipp — wie das flitzt — Karnickel rechts, Karnickel links — ein Hase in der Mitte — bumm, bumm! Und wieder steht der Referendar mit abgeschossenem Gewehr und blickt traurig der entgangenen Beute nach. Da — ein Fasan — noch einer! Ein Hase dazu, ein Kaninchen! Verzweifelt stopft der junge Schütze Patronen in die Rohre, verzweifelt zielt er, drückt er: kein Federchen, kein Haarbüschelchen fällt zu Boden, und nur der spottende Zuruf des Jagdherrn bringt wieder einige Ruhe in den verwirrten Jäger:

„Vorhalten, mitgehen! Die Dinger sind hinten zu kurz!"

Das erste Treiben ist zu Ende, die Strecke wird gelegt. Anderthalb Dutzend Hasen, dreißig Kaninchen, sechs Fasanenhähne — ein hübscher Erfolg. „Herr Referendar — was darf ich bei Ihnen notieren?" fragt der eisbärtige Förster. „Sieben Löcher in Luft und Heideboden," berichtet der böse Baron. Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen. Unser junger Jäger schweigt.

Zum zweiten, dritten, vierten Treiben geht's. Immer noch ist Referendar Müller „Schneider", trotz starken Verbrauchs an Patronen. Beim Jagdfrühstück hockt er traurig abseits: es wird ja doch nichts mit dem Jägerwerden — nichts, garnichts. Die Stimmung aber ist lustig, Lustigkeit aber macht Uebermut, und der Amtsrichter schlägt die „Jagdpön" für den Sünder vor: Drei „Pfunde" nach uralter Sitte, nach Jägerrecht. Da haben sie ihn schon übergelegt, des Försters Hirschfänger klappt flach auf den Sitzboden des Armen nieder: „Der Erste für den König und Herrn — der Zweite für Ritter und Knecht — der Dritte für's heilige Jägerrecht!" Lautes Gelächter schallt — man trinkt dem „Bestraften" freundlich zu. Dann geht es weiter. Man hat — vorsichtshalber — unseren Referendarius ganz hinten in die Flanke gestellt, damit er keinen Schaden anrichte. Es kommt kein Hase, es kommt kein Fasan, kein Fuchs — weder im fünften, noch im sechsten Treiben. Mißmutig steht Referendar Müller beim siebenten und letzten Treiben auf seinem Stand. Am liebsten möchte er den schönen, neuen Drilling an irgendeinen Baum hängen und sich eine Zigarre anstecken. Das Leben hat ja keine Reize mehr — mit der ganzen Jägerei ist es nichts. Da vernimmt sein Ohr ein leichtes Rascheln. Er blickt gespannt ins Jungholz — er sieht etwas Dunkeles langsam ankommen. Etwas Schwärzlich-Bräunliches. . . Er erschrickt — denn auf dreißig Schritt vor ihm steht breit ein großes, borstiges Tier. . . Ein Wildschwein! Zitternd hebt der Mann den Drilling, stellt auf Kugel ein — zielt, so gut es geht, drückt . . . Ruff, ruff! wie ein Wirbelwind saust der Keiler fort.

Mit bebenden Händen lädt der Referendar sein Gewehr. Er wartet — nichts regt sich mehr, nur ein Nußhacker kreischt wütend im Busch. Das Treiben ist zu Ende — es dämmert schon ein wenig. Da kommt der Förster gegangen: „Was haben Sie denn geschossen, Herr Referendar?" Und — nach einigem Suchen: „Da liegt ja — Schweiß, wie aus der Gießkanne gegossen!" Atemlos vor Glück und Erwartung folgt der Schütze dem Grünrock. Da — zwischen den Fichten — wahrhaftig — der Keiler, ein Mordsschwein . . .! „Ding wie'n Möbelwagen", lobt der Förster Busse. Und er bricht einen Zweig ab und reicht ihn dem Glücklichen: „Weidmannsheil!"

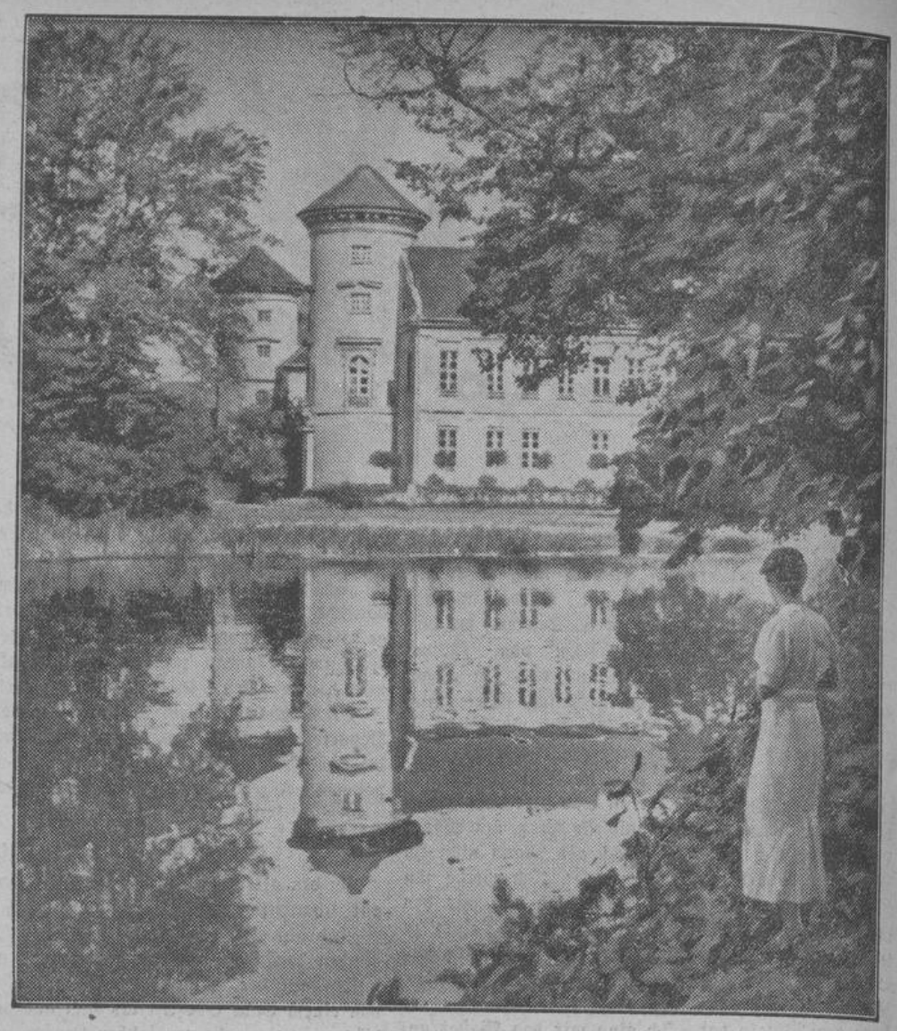
Drei, vier Treiber sind jetzt da — mit Halloh ziehen sie das Hauptschwein aufs Gestell. Und gerade kommen die Herren an, „Onkel Balduin" mit dem bösen Baron an der Spitze. „Naa — lieber Müller — wieder vorbeijehauen?" fragt der Baron und klemmt sein Monokel recht impertinent ein. Da fällts ihm aber aus dem Auge, so weit sperrt er den Mund auf; gerade ziehen die Treiber das mächtige Schwein aufs Gestell . . . „'n blindes Huhn findet auch mal 'n Korn", sagt der Amtsrichter gnietschig. „Onkel Balduin" aber, der Baron und der Oberförster, der Major und der Oberst schütteln dem Schützen die Hand und wünschen „Weidmannsheil".

Referendar Müller war — mit einem Stück Wild unbestrittener „Jagdkönig" und wurde entsprechend beim Schüsseltreiben gefeiert.

Später, nach langen Jahren — hat er mir alles gestanden: der Keiler war in seinem Jägerleben das allererste Stück Wild. . . Er hat auch später „Schwein" gehabt, er wurde Assessor, dann Amtsrichter, kam ans Landgericht und rückte weiter und weiter auf. Und nicht nur das: er wurde ein ausgezeichneter Jäger, übte sich oft im Tontaubenschießen und schoß mit Kugel und Schrot eine „saubere Nummer". Und das ist doch die Hauptsache — nicht wahr, meine lieben Weidgenossen . . .?



Schwäne



Schloß Rheinsberg

Schubert in der „Mehlgrube"

VON HEINZ STEGUWEIT

Ganz Wien kannte die lachende Runde, die in der „Mehlgrube" am Neuen Markt wieder beim Heurigen saß: die Brüder von Hartmann, der Maler Schwind, Karl Revertera und der viel umschwärmte Baron Schober. Die Weinstube war blau vom Qualm, denn die jungen Herren sorgten jeden Abend für den Hecht, so dick und so dunstig, daß selbst die ölgemalte Theresia an der Holzwand das Blinkern lernte. Sie knobelten einen Gulden aus, denn die letzte Flasche stand wieder trocken, und eben schien das Los den kichernden Schober, also beileibe keinen Bedürftigen, zu treffen, da bellte die blecherne Klingel der Tür. „Herrgott, der Schubert, 's Schwammerl, wie tränig er dreinschaut!", und alle lachten sich die Köpfe rot.

Schubert sah sich lange um in der blauen Schenke, denn einmal waren seine Augen schlecht, zum andern . . . na, der Tabak und seine Wolken! und erwiderte mit keinem freundlichen Zucken die Heiterkeit seiner Freunde; er rollte nur sein Bäuchlein wie einen Kürbis vor sich her, trat an den Tisch und sagte, noch bevor man ihn willkommen hieß: „Denkt's euch nur, der Beethoven will uns sterben!"

So dämpfte er gleich die helle Laune der anderen, und Schubert setzte sich, den Kopf schwermütig stützend, hinter sein Glas.

„Hab ihn doch immer kennenlernen wollen, beim Steiner schon im Paternostergäßchen. Und komm endlich zu ihm ins Schwarzspanierhaus, na, und da liegt er gelb wie Wachs am Tod, hat's Wasser schon bis an die Hüften, aber das große Herz will immer noch klingen, denn die Schechner, 's Nanetterl vom Theater, hat ihm vorsingen müssen, und mir streichelte er die Hand. . ."

„Und hat dich gekannt?", fragte der Maler Schwind.

„Möcht's annehmen, Moritzel, möcht's unbescheiden vermuten; denn er guckte mir grad in die Brillen und sagte, ich hätte den göttlichen Funken!"

„Der große Beethoven!" stöhnten die Freunde; sie schwiegen, denn jeder wußte etwas, was ihn nachdenklich machte. Der Meister der „Missa solemnis", der Taube, der mehr hörte als alle Hörenden, war ein Märtyrer oder Ueberwinder des Lebens, das ihn so oft gekrönt und so oft verraten hatte. Franz Schubert schämte sich der Träne nicht, die ihm auf die Lippen tropfte.

„Gelt, wir gehen alle z'sammen mit zum Begräbnis?"

„Zuschauen wollen wir," meinte der ältere von Hartmann, „so zum festlichen Geleit wird uns wohl niemand bitten!"

Schubert war anderer Meinung: „Wann der Beethoven stirbt, ist die ganze Welt eingeladen!"

Dann gingen sie nach Hause. Die Nacht war märzlich kalt, flutende Wolken am Himmel und ein braunes Singen über der Donau, daß man ein großes Trauern ahnen mochte.

Als dann der 29. März gekommen war, standen wohl 20 000 Menschen in den Straßen Wiens; vom Schwarzspanierhaus bis zur Pfarrkirche und von der Pfarrkirche bis zum Währinger Friedhof. Konnte man auch das Gefolge nicht zählen, so fuhren doch 217 vornehme, lackierte Wagen hinter dem Zuge, und die Musikanten spielten im langsamen Schreiten den „Trauermarsch auf den Tod eines Helden," jene Sonate in As-Dur, die der Verewigte selber geformt hatte.

Und die Fröhlichen aus der „Mehlgrube" am Neuen Markt hatten sich am Rande des langen Weges aufgestellt. Barhaupt standen sie da, schweigend und blaß, so stark bannte sie ein Geheimnis vor dem Grabzug dieses Toten. Nur einer von ihnen schritt im Gefolge: Franz Schubert! Er trug eine rauchende Kerze, wie Lenau, Grillparzer, Raimund, Castelli und Zedlitz, seine Nachbarn am schwarzen Wagen sie trugen.

In Währingen senkte man den Sarg in die Gruft, und es fehlten der Tränen nicht, als man Schollen feuchter Frühlingserde auf den schlafenden Titanen warf. Der Schauspieler Anschütz sprach einen Vers und eine Rede, die Grillparzer für Beethoven verfaßt hatte. Das Ende hieß:

„Geht von hier, trauernd, aber gefaßt; nehmt mit euch eine Blume von seinem Grabe. Und wenn euch je im Leben, wie der kommende Sturm, die Gewalt seiner Schöpfungen übermannt, so ruft es zurück, das Andenken an ihn, der so Großes geleistet und an dem kein Tadel war!"

„An dem kein Tadel war; ja, an dem kein Tadel war. . ." Immerzu murmelte Schubert diese würdevollen Worte vor sich hin, als er, vom Erlebnis dieses Tages bitter bedrängt, zur „Mehlgrube" ging, wo seine Freunde nach solchen Stunden der Trauer dem lachenden Anrecht am Leben wieder dienen wollten.

„Wißt ihr," sagte da Schwammmerl, und er hatte eben das Weinglas zum Trinken gehoben, „wißt ihr, das mit dem Erdewerfen ist eine sinnige Sitte, aber heut' hab ich die Schaufel nicht greifen mögen. Wenn ich bedenk: die Eroika, das Harfenquartett, die Sonaten und Liebeslieder, Herrgott, so viel Sehnsucht ist ewig, da werf ich keine Erde drauf; mir will der Beethoven halt nimmer sterben!"

Und die anderen, die da saßen, der Schober, die Hartmanns, der Schwind und der Revertera, mochten nicht mehr trauern; nur der siebente, der stumme Grillparzer, der nur selten mit zum Heurigen kam, der nickte brüderlich dem Schubert zu: „Hast schon recht, Schwammerl, sollst leben!"

Da tranken auch die Heiteren mit; nun wußte Franz Schubert, daß Grillparzers nachdenkliches Schweigen auch das seinige war. So rückte er neben den Dichter, legte ihm die Hand auf den Arm und hatte eine Bitte.

„Schaun's, Herr Grillparzer, da hätt' ich eine Frage, eine ganz unverschämte, wann ich nur wüßt', daß Sie es nicht als einen Schmarren nähmen?"

Der Grillparzer lächelte jetzt, und die Nachbarn spitzten die Ohren. „Nun reden 's frei weg, Franzel Schubert!"

Und der Schwammerl pflückte am Tischtuch.

„Schaun's Herr Grillparzer, was der Anschütz da heut' auf dem Währinger Friedhof gesprochen hat — ich mein' die Rede, die Sie dem Beethoven schrieben —, also hören's, wann ich a mal sterben sollt', gelt, ich krieg halt auch einen Vers vom Grillparzer?"

Da flüsterte der Dichter dem Musikanten ins Ohr, und die anderen haben es nicht hören sollen. Aber Schubert wurde jetzt heiter, denn er füllte sein Glas, stand auf: „Nu hört's zu: Auf den, den wir jetzt begraben haben!"

Und die Gläser klingelten wie ein silbernes Glockenspiel.

„Nu hört's noch a mal zu: Jetzt auf den, der der nächste sein wird!"

Da haben sich alle angeschaut, als wollte der eine im Blick des anderen ein unheimliches Rätsel lösen.

Am 19. November 1828, ein Jahr nur später, ist der Schwammerl als erster aus der Mehlgruben-Runde mit 31 Jahren am Typhus gestorben.

Er hatte auf seinen eigenen Tod getrunken.

Grillparzer erfüllte sein Versprechen in Schuberts Grabinschrift: „Der Tod begrub hier einen reichen Besitz, aber noch schönere Hoffnungen!"



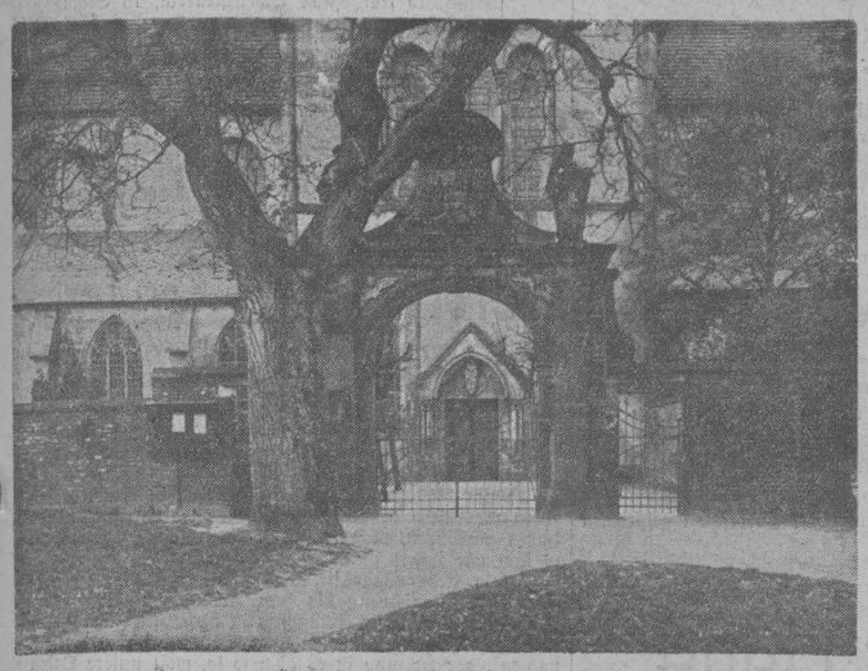
Der Holzhacker

WOCHENEND

Ein westfälisches Zisterzienserkloster

Die Abtei Marienfeld

Im östlichen Zipfel des Münsterlandes, dort wo ehemals die Bistümer Osnabrück und Münster zusammenstießen und sich das weite Heidesandgebiet der Senne bis an die sumpfige Lutterniederung erstreckt, liegen im Kranze knorriger Eichen und Buchen und umgeben von wohlhabenden Bauernhöfen die baulichen Ueberreste



Hauptportal der Abteikirche

der ehemaligen Zisterzienserabtei Marienfeld. Heute bilden sie den Mittelpunkt der gleichnamigen Landgemeinde, die auf der Provinzialstraße Gütersloh-Harsewinkel mit dem Auto und von den Staatsbahnhöfen Gütersloh und Lengerich mit der Teutoburger-Wald-Eisenbahn zu erreichen ist. Abends, wenn der Vollmond seinen Silberschleier über die ehrwürdige Kirche und Abtei dahinwebt, tönt es wie leise Klage ob verschwundener Pracht, Herrlichkeit und Größe. Der Besucher hört das Lied und versenkt sich in die Kunst, Kultur und Geschichte, die hier aus jedem Steine sprechen.

Die Wiege des Zisterzienserordens stand in Zisterz in Frankreich, wo in einer öden wilden Gegend die erste Niederlassung nach den Regeln des hl. Benedikt gegründet wurde. Nur in der Kleidung wichen die Zisterzienser etwas ab. Ihre Ordenstracht besteht aus einem weißwollenen Gewande, schwarzem Gürtel, schwarzem Skapulier und schwarzer Kapuze. Der Aufschwung für den jungen Orden kam, als 1112 der hl. Bernhard bei ihm eintrat. Er verbreitete sich schnell über ganz Frankreich und errichtete 1125 seine erste Niederlassung in Deutschland in Kamp, 1133 in Altenberg und 1134 in Himmerod. Von diesen drei Mutterklöstern gingen die vielen Niederlassungen diesseits und jenseits der Elbe aus. Die Ordensregel gebot die Gründung der Klöster in den ödesten und unfruchtbarsten Gegenden. Und überall hat der Fleiß der Mönche landwirtschaftliche Paradiese geschaffen. Sie sind Pioniere der Kultur in unserm Vaterland geworden und haben sich durch Urbarmachung des Bodens, Verbesserung der Obstzucht, des Weinbaues und der Viehzucht, Christianisierung und Germanisierung heidnischer Völker, durch Pflege von Kunst und Wissenschaft unbestreitbare Verdienste erworben. Bis zum Jahre 1517 waren 109 Zisterzienserabteien gegründet, die ihre Tätigkeit mit goldenen Lettern in die Annalen der Geschichte unseres Vaterlandes eingeschrieben haben. Viele Heilige, 2 Päpste, vierzig Kardinäle, mehr als 500 Bischöfe, zahlreiche Gelehrte und Schriftsteller gingen aus dem Gesamtorden hervor. Für seine Wirksamkeit in Deutschland nur ein Beispiel. Im Jahre 1175 wurde das Kloster Leubus in Schlesien gegründet. Nach den Berichten der ersten Mönche war das angewiesene Land grauenhaft wüst und mit Wald bedeckt. Die polnischen Bauern waren verkommen in Untätigkeit und Armut. Schon unter dem Abt Günther, der 29 Jahre nach der Gründung des Klosters sein Amt antrat, waren 160 000 Morgen Land dem Pfluge gewonnen. Im ganzen haben die Mönche 950 000 Morgen kultiviert und 65 deutsche Dörfer neu angelegt.

Die Abtei Marienfeld wurde von sieben westfälischen Edelherren im Jahre 1185 gegründet in der alten sächsischen Gemeinde Wadenhard, die schon eine kleine Kapelle hatte. Unzweifelhaft ist die landschaftliche Beschaffenheit der Gegend für die Wahl des Ortes ausschlaggebend gewesen, die so versumpft und versandet war, daß sie kaum die wenigen Bewohner ernähren konnte. Das Hauptverdienst um die Gründung hat Widukind, Edelherr von Rheda. Er schenkte den Bauplatz, andere vermachten Bauernhöfe in der näheren und weiteren Umgebung, sodaß das Kloster bei seiner Gründung schon reich dotiert war. Stiftung und Ausstattung beurkundet Bischof Hermann II. von Katzenellenbogen, der Sohn eines hessischen Grafen, der außer vielen Gütern die Kirche zu Isselhorst und das Archidiakonat über Harsewinkel dem jungen Kloster vermachte. Das Kloster Hardehausen bei Warburg, das 1140 von Altenberg gegründet war und seit 1927 wieder im Besitz der Zisterzienser ist, schickte nach altem Brauch 12 Mönche nach Marienfeld. Eggehard wurde der erste Abt. Eine Schutzbulle des Papstes Innocenz III. verschaffte dem Kloster die Exemtion, d. h. die Befreiung von der bischöflichen Aufsicht und die direkte Unterstellung unter den päpstlichen Stuhl.

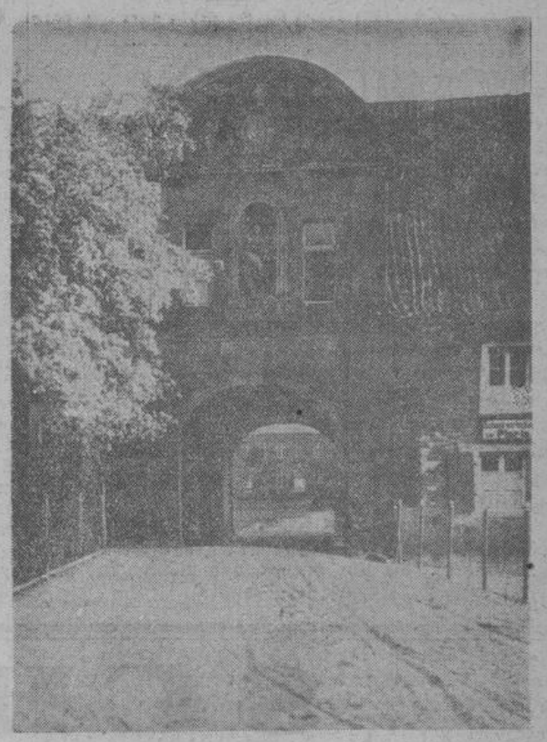
Auch in Marienfeld blieben die Mönche ihrer wirtschaftlichen Mission treu. Was Friedrich Wilhelm Weber, der Dichter von „Dreizehnlinden", von der Tätigkeit der Benediktiner von Corvey singt, das trifft auch für die weißen Mönche von Marienfeld zu. Sie rangen der Senne einen Bauernhof nach dem andern ab, legten Sümpfe trocken, rodeten Urwälder, legten Forsten an, führten Kulturpflanzen ein, lehrten Viehzucht und Ackerbau. Nach der Warendorfer Seite wurde das Kloster beengt durch die Stifte Freckenhorst und St. Mauritz. Die glanzvollste Zeit des Klosters fällt in das 13. und 14. Jahrhundert. Die reichen Besitzungen, die hauptsächlich im Kreise Beckum und Wiedenbrück lagen, reichten im Nordosten bis Minden, im Süden bis Hamm. Der wirtschaftliche und persönliche Einfluß der Aebte erstreckte sich über ganz Westdeutschland, ging nach Wien, Prag und Paris.

Ende des 14. Jahrhunderts ließ die alte Ordnung nach, denn der angehäufte Reichtum führte zur Verweichlichung, die große Einflußzone barg die Keime zu Verwicklungen in sich. Eine blutige Fehde mit dem Grafen von Tecklenburg, sowie die Trennung der Einkünfte des Klosters von denen seines Oberen bezeichnen den Verfall. Aber immer standen innerhalb des Ordens Männer auf, die mit unbeirrbarer Strenge sich der Verweltlichung entgegenstemmten. Auf dem Konzil von Basel (1431) trat der Abt von Marienfeld als Redner auf. Der 30jährige Krieg schlug dem Kloster tiefe Wunden, die Pest entvölkerte es, der letzte kleine Rest suchte Unterschlupf auf einem Hofe in Warendorf. Nach dem Friedensschlusse kam noch einmal ein Aufschwung. Seit 1651 wurde der Abt mit der Mitra geschmückt. In der Zeit der französischen Revolution gewährte das Kloster vielen Emigranten gastliche Aufnahme, so dem Abt von Morimond, dem Stammkloster in Frankreich. Der Reichsdeputationshauptschluß besiegelte das Schicksal der Abtei, die im Jahre 1802 noch 20 000 Taler Jahreseinkünfte hatte. Die Mönche durften vorläufig als Privatpersonen im Kloster bleiben. Dem letzten Abt wurde eine Pension von 5000 Gulden, den 23 Konventualen je 600 Gulden gewährt. Damit hatte die Abtei nach einer Geschichte von 618 Jahren aufgehört zu bestehen. Sie wurde in eine staatliche Domäne verwandelt, die 1829 von dem Kaufmann Tenge in Osnabrück käuflich erworben wurde, der sie 1852 an die Familie Korf auf Harkotten bei Füchtorf veräußerte, in deren Händen sich das Gut noch heute befindet.



Das Abtei-Gebaude

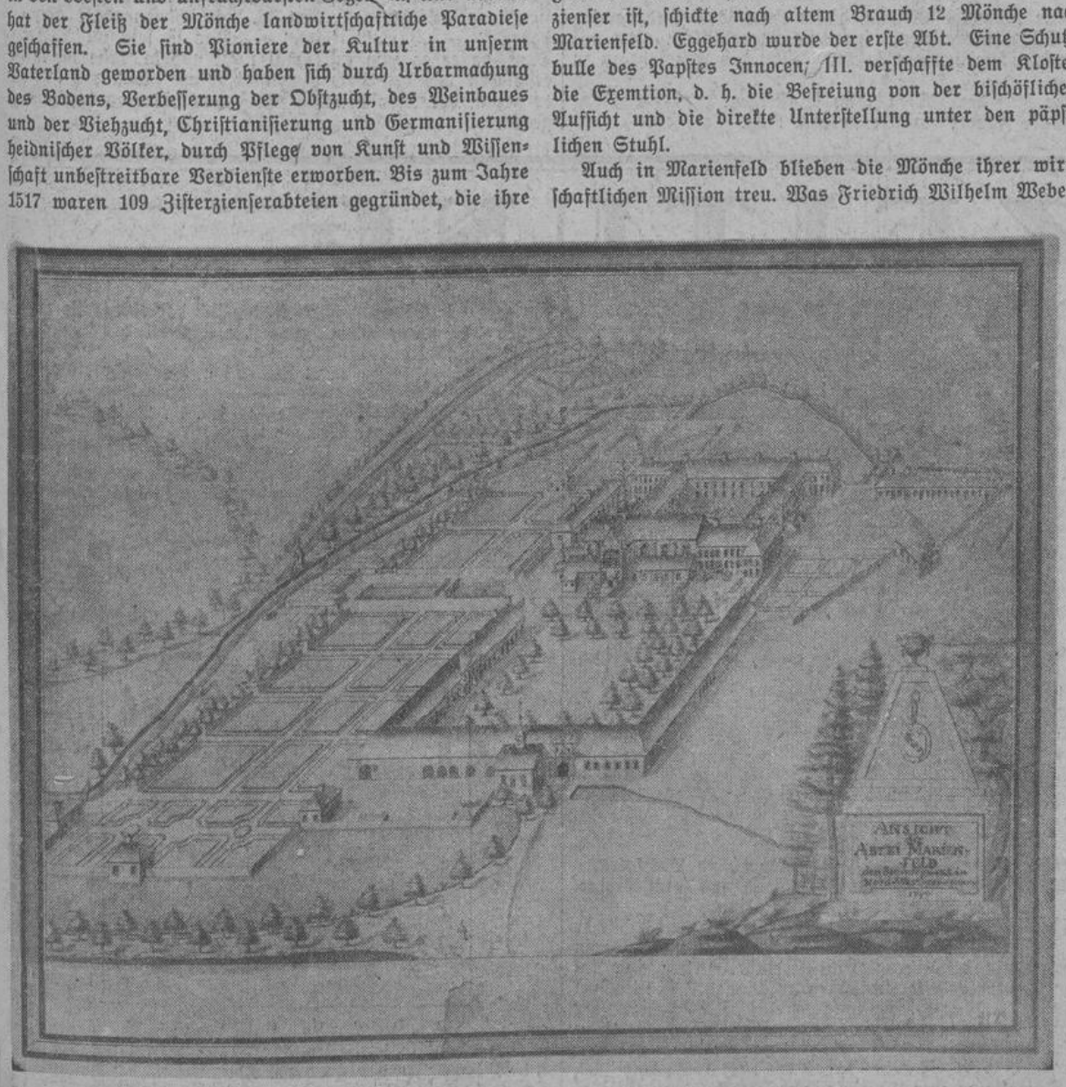
Auch nach der Aufhebung ist die Abtei von schweren Schicksalsschlägen betroffen worden, die vieles vernichtet und das Gesamtbild vollständig zerstört haben. Nur die



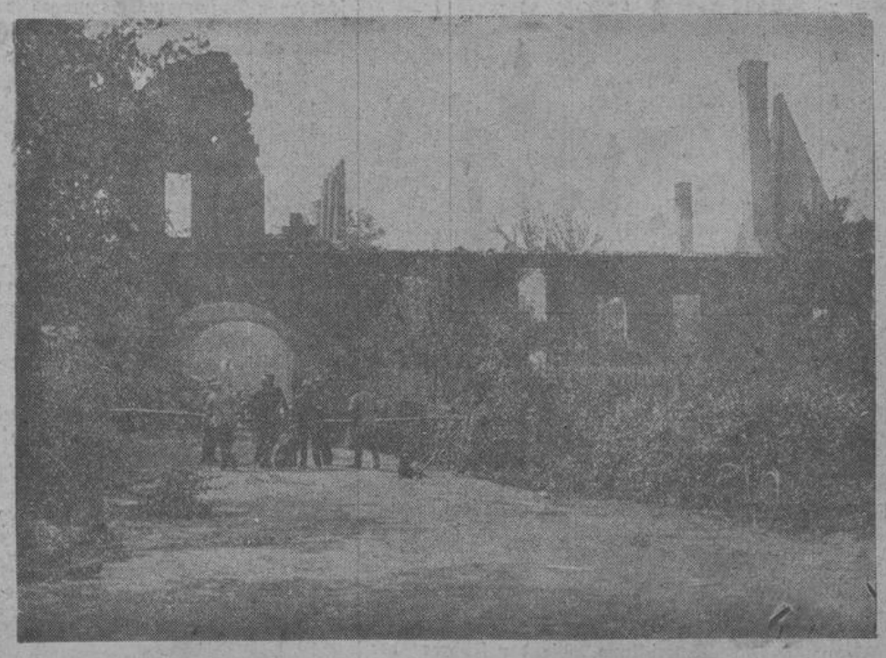
Alter Torbogen vor dem Brande im Jahre 1915

Kirche und das Abteigebäude sind noch als Ganzes erhalten. Sie bergen aber so viele Kunstschätze und die ganze nähere und weitere Umgebung ist so reich an Kultur und Geschichte, daß ein Besuch reiche Eindrücke beschert.

O.

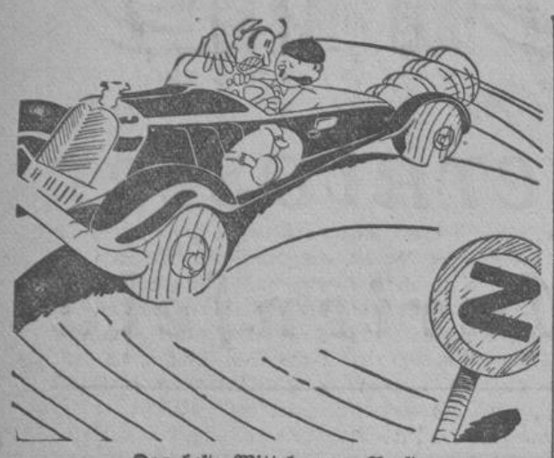


Ansicht der Abtei vor dem Brande (1826)
(Originalzeichnung im Besitz des Gastwirtes Anton Viehmeier, Marienfeld)



Nach dem Brand im Jahre 1915

Heitere Welt.



Das beste Mittel gegen Angst.

„Bist du verrückt geworden, mit solchem Tempo in die Kurve zu gehen?"

„Mach' doch einfach die Augen zu, wie ich!"

*

Erlauben Sie mal!

„Ich habe gehört, daß sich Ihre Tochter mit einem einfachen Buchhalter verlobt hat, Frau Remmel!"

„Erlauben Sie mal, Frau Schwammerl! Meine Tochter verlobt sich nicht mit irgend einem einfachen Buchhalter! Meine Tochter ist mit einem doppelt amerikanischen Buchhalter verlobt!"

*

Im Restaurant.

„Wie wünschen Sie das Ei serviert zu haben, mein Herr?"

„Gibt es da Unterschiede im Preise?"

„Nein, nein — der Preis ist immer derselbe!"

„Hm . . . dann bringen Sie es mir auf einer dicken Scheibe Schinken!"

*

Frieda hat gekündigt.

„So, so, Frieda . . . Sie werden uns also verlassen, weil Sie heiraten wollen! Aber denken Sie auch daran, daß die Ehe kein Kinderspiel ist!"

„Ich weiß, gnädige Frau — aber ich hoffe, daß ich mehr Glück habe als Sie!"

*

Im Kinderzimmer.

„Du bist ein artiger Junge!" lobte der Besuch den kleinen Heinz, der sorgfältig seine Spielsachen zusammenpackte. „Deine Mutter hat Dir sicher etwas versprochen, wenn Du Dein Zimmer hübsch aufräumst!"

„Nein — aber wenn ich es nicht tue . . ." sagte bedeutungsvoll der Knabe.

*

Warum nicht?

„Mein Bruder ist ein richtiger Stimmungsmensch!" meinte die achtzehnjährige Jutta.

„Ach — könnte er dann nicht einmal zu uns kommen und unser Klavier stimmen?" fragte die hübsche Freundin.



Im Tran.

„Sagen Sie mal, Herr Wachtmeister, da habe ich unter der Laterne auf die Uhr gesehen, und plötzlich hat mich da einer durch Fernhypnose festgebannt!"

Unverbesserlich.

Sie war von der Reise zurückgekommen und las dem gewesenen Strohwitwer ordentlich den Text: „Ich habe alles erfahren — Sonntag morgen um drei Uhr fand Dich ein Schutzmann, wie Du einen Laternenpfahl umarmtest!"

„Aber Liebste," unterbrach sie der Mann, „Du kannst doch unmöglich auf einen Laternenpfahl eifersüchtig sein!"

*

Am Frühstückstisch.

„Ich träumte heute nacht, daß Du mir einen neuen Hut geschenkt hast, Waldemar!"

„So, das ist der erste — Traum von einem Hut —, der kein Geld gekostet hat!"

*

Das Urteil.

„Sie können also wählen, acht Tage Gefängnis oder zweihundert Mark!"

„Ja, wenn es dem Herrn Richter egal ist, nehme ich lieber das Geld!"

*

Unvorsichtig.

Rechtsanwalt Heinemann nahm seinen Onkel vom Lande mit in ein Großstadt-Varieté. Sie amüsierten sich königlich und der Onkel erklärte, er habe sich halb totgelacht. „Dann können wir ja morgen wieder hingehen!" schlug der Rechtsanwalt vor.

Aber am Tage darauf war der Onkel plötzlich abgereist. Am Nachmittag kam ein Telegramm von ihm, das nur folgende Worte enthielt: „Habe Dich aus meinem Testament gestrichen!"

*



„Na, Fräulein Grete, das war ein Schuß, was? Haben Sie gesehen, wie der Hase geflitzt ist?"

„Aber Sie haben ihn doch gar nicht getroffen!"

„War ja auch nur die erste Verwarnung! Sie sollen mal sehen, was ihm passiert, wenn er es wagt, nochmal zurückzukommen!"

In der Hitze des Gesprächs.

„Darf man fragen, wie alt Sie sind, Fräulein Vera?"

„Dreiundzwanzig Jahre!"

„Und Ihre jüngere Schwester?"

„Sie ist sechsundzwanzig!"

*



„Fräulein, bitte die Auskunft."

*

Empfehlung.

Ein junger Schauspieler bat Shaw, ihn an einen Theaterdirektor zu empfehlen. Shaw stellte ihm das folgende Schreiben aus: „Ich empfehle Ihnen den Schauspieler Ch. wärmstens. Er spielt Hamlet, Shylock, Macbeth, Billard und pfeift. Billard spielt er am besten!"

*

„Ja, das finde ich, Herr Walter — aber Sie brauchen ja noch nicht zu gehen . . ."

*

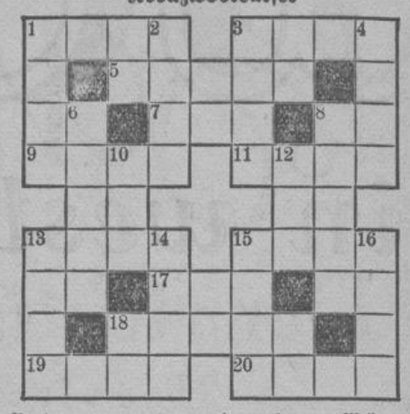
Fleischlos.

„Ich bin darum Vegetarier geworden, weil ich es roh und unzivilisiert finde, arme unschuldige Tiere zu töten!"

„Findest Du es denn gesitteter, ihnen das Futter wegzuessen?"

Rätsel-Ecke.

Kreuzworträtsel



Bedeutung der einzelnen Wörter.

a) von links nach rechts: 1 Helfer, 3 Namensprädikat, 5 wirkungsvolles Heilmittel, 7 alkoholisches Getränk, 9 pommerscher Küstenfluß, 11 nordischer männlicher Vorname, 13 Festraum, 15 Bootsanlegestelle, 17 Vogel, 18 große kraftvolle Gestalt, 19 letzte Ruhestätte, 20 kleine Münze;

b) von oben nach unten: 1 Blutgefäß, 2 altrömisches Gewand, 3 weiblicher Vorname, 4 Hauptstadt einer deutschen Kolonie, 6 französische Festung, 8 Spielkarte, 10 portugiesische Kolonie, 12 Titel, 13 letztes Ruhelager, 14 Baumschmuck, 15 französische Schriftstellerin, 16 Stadt in Belgien. 83242

Auflösung des letzten Kreuzworträtsels:

Kreuzworträtsel: a) 1 Woge, 4 Bluse, 8 Irene, 9 Ilex, 10 Kurs, 12 Dame, 14 Ettal, 16 Elis, 19. Star, 22 Malta, 24 Lade, 26 Ares, 27 Huhn, 28 Welle, 29 Lanze, 30 Null. — b) 1 Wilde, 2 Orla, 3 Enkel, 5 List, 6 Senat, 7 Exil, 11 Rest, 13 Mehl, 15 Tara, 17 Isar, 18 Padua, 20 Alsen, 21 Wesel, 22 Mahl, 23 Tanz, 25 Dill.

Kleine Weltgeschichten

Von Karl Lerbs

Schweizerisch.

In St. Gallen hat sich einmal — es ist lange, lange her — vor Beginn der abendlichen Vorstellung im Theater eine würdige alte Dame, Mutter einer zum erstenmal auftretenden jungen Schauspielerin, von ihrem Platz in der ersten Reihe erhoben und zur Hörerschaft gesprochen wie folgt:

„Meine Herrschaften! Hätten Sie wohl etwas dagegen, daß meine Tochter heute abend ihre Rolle ausnahmsweise gleich am Anfang aufsagt? Wir sind nämlich zum Essen eingeladen."

Kanadisch.

So um 1800 herum ließ ein Richter in Quebec sich einen zum Tode verurteilten Mörder mit Namen Ted Jones vorführen, lächelte ihn ermutigend an und redete zu ihm wie folgt:

„Mein lieber Jones! Wir hatten eigentlich die Absicht, Ihre Hinrichtung bis zum Frühjahr aufzuschieben. Aber sehen Sie, unser Gefängnis ist überfüllt, eine ordentliche Zelle kann ich Ihnen nicht geben, es fehlt an Betten, und mit der Heizung ist es auch so so, weil unsere Oefen rauchen. Sie haben sich darüber mit Recht beschwert. Um Ihnen alle diese Unannehmlichkeiten zu ersparen, haben wir deshalb beschlossen, Sie morgen früh hinzurichten. Bitte, bestimmen Sie eine Zeit, die Ihnen angenehm ist."

Englisch.

Als man in England den „Magnetismus" noch mit insularem Spott verfolgte, stand in einer Londoner Tageszeitung zu lesen: „Mr. Halso, Professor des tierischen Magnetismus, hat, wie man weiß, behauptet, daß seine Patienten im magnetischen Schlaf imstande seien, in ihrem Innern sehr genau Umschau zu halten. Daraufhin hat der Herr Graf von Londonderry, ebenso wißbegierig wie ungläubig, sich von Professor Halse einschläfern lassen, um Höchstseinen Kopf von innen zu betrachten. Beim Erwachen hat der hohe Herr indessen erklärt, er habe nichts darin wahrgenommen."

Französisch.

Als d'Argenson nach seiner mißglückten Auflehnung gegen die Pompadour aus seinem Amt als Kriegsminister entfernt worden war, schrieb er wenige Stunden nach seinem Sturz an einen ihm befreundeten Ministerkollegen:

„Mein lieber Jeanelle! Falls Sie sich meiner noch entsinnen, so tun Sie mir doch bitte die Liebe usw. usw."

Noch einmal Französisch.

Ein französischer Schriftsteller, der nach dem Sturz Napoleons besonders laut auf den Entthronten schimpfte, mußte sich in einer Gesellschaft daran erinnern lassen, daß er doch von Napoleon ein Ehrengehalt bezogen habe: „Wenn Sie ihn dermaßen verabscheuten — wie konnten Sie dann sein Geld annehmen?" — „Annehmen?!" sagte der Dichter. „Solange der Tyrann regierte, hat sich an jedem Monatsersten folgendes Gespräch abgespielt: „Mollien!" — „Sire?" — „Hat B. sein Ehrengehalt abgehoben?" — „Jawohl, Sire." — „Das ist sein Glück. Am Tage, da er es zum erstenmal nicht abhebt, lasse ich ihn erschießen wie den Herzog von Enghien." Und das hätte er getan, der Menschenschlächter — er hätte es bestimmt getan."

Ein alter Herr hebt die Hand

Von J. R. Crok

Am äußersten Rande der Stadt war der Autoverkehr bei weitem nicht so lebhaft wie im Zentrum, aber für den Zweck, den der alte Mann, seitlich des Weges, verfolgte, war er vollauf genügend. Dieser Zweck war nicht zweifelhaft, denn der Mann wartete nur auf ein Auto und nicht mehr.

Jedesmal, sobald in der Ferne ein Personen- oder ein Lastauto auftauchte, verließ er seinen Platz unter den Bäumen, machte ein paar schnelle Schritte nach vorn und spähte scharf in die Richtung, aus der das Summen des Motors kam.

Sah er, daß das Auto voll besetzt war, oder glaubte der alte Herr aus anderen Gründen, daß er doch keinen Erfolg haben würde, dann trat er langsam, kopfschüttelnd und ein bißchen verdrießlich unter die Bäume zurück und wartete geduldig auf eine bessere Chance. Es war deutlich, daß die bessere Chance in einem Auto bestand, in dem auch für ihn Platz war.

Dann hob er seine Hand hoch, eine alte, zitternde Hand, und es war eine Bitte und ein Los in der Lotterie zugleich. Würde er . . . würde er jetzt mitfahren dürfen? Bis jetzt hatte er in der Lotterie eine Niete gezogen, denn noch kein einziger Autofahrer hatte von ihm genügend Notiz genommen, wenigstens hatte der Alte noch nicht einen zum Stoppen bewegen können.

Da geschah es, daß aus einem einsamen Haus jenseits der Landstraße ein Mädchen trat, blond und freundlich, jung und froh wie das Leben selbst. Wahrscheinlich hatte sie von dem Hause aus die vergeblichen Bemühungen des Alten an der gegenüberliegenden Seite beobachtet, und in ihrem Jungmädchenherzen war eine Saite erklungen von nicht lange überlegendem Mitgefühl, das auch allein das wahre ist.

Flink wie ein Reh überschritt sie die Straße, und dann sprachen achtzehn Lenze mit einem Winter von vielleicht fünfundsechzig.

Erst war der alte Mann erstaunt, dann ungläubig und schließlich, mit einem plötzlichen Umschwung, hocherfreut. Das Mädchen hatte ihm anscheinend etwas eröffnet, das er erst langsam begriff. Aber dann war er ebenso lebendig wie seine Helferin. Es stand außer Zweifel, daß die beiden zusammen ein Komplott schmiedeten.

Und so fügte es sich, daß wieder ein Auto ankam, ein Luxuswagen, in dem Platz war, denn es saß nur ein Herr darin und dieser am Steuer. Aber diesmal trat nicht, wie bisher, der alte Mann heran, im Gegenteil, es schien, als ob er sich absichtlich hinter den Bäumen versteckt hielt. An seiner Stelle trat das junge Mädchen hervor und lachte, indem sie die Hand erhob, die zu den achtzehn Lenzen gehörte.

Und siehe da, es geschah das, worauf der alte Mann so lange vergeblich gewartet hatte. Das Auto hielt. Es war noch ein junger Mann, der am Steuer saß. Er lachte zurück.

„Nun?" sagte er, und schon der Ton dieses einen Wortes war eine Einladung.

Das Mädchen lachte noch einmal. Sie war wirklich reizend.

„Ach, verzeihen Sie, kann jemand mitfahren?"

Die Tür wurde bereits geöffnet.

„Aber gewiß, steigen Sie nur ein," sagte der Herr. Doch das Mädchen lachte zum drittenmal.

„Hallo!" rief sie.

Hinter den Bäumen trat der alte Mann hervor.

„Sie können einsteigen, dieser Herr ist so liebenswürdig, Sie mitzunehmen," sagte sie überglücklich, ohne auf das verblüffte und enttäuschte Gesicht des Autofahrers zu achten.

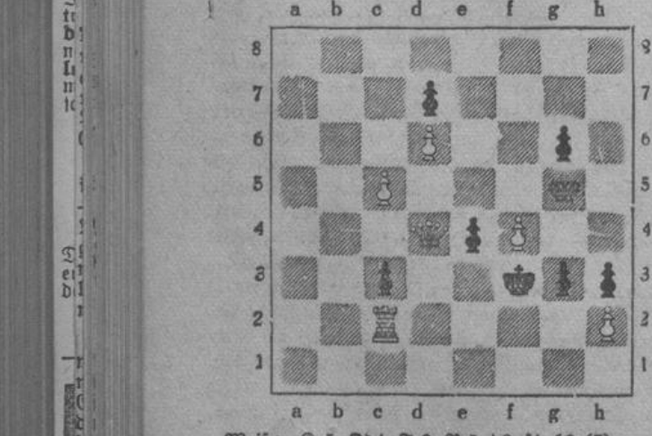
Sie half dem Alten beim Einsteigen.

„Gute Fahrt!" winkte sie ihm nach.

SCHACH-ZEITUNG

Problem-Schach.
Aufgabe Nr. 43 von A. Trilling.
(Die Schwalbe 33)

Schwarz: Kf3, Bc3, d7, e4, g3, h3 (6).



Weiß: Kg5, Dd4, Tc2, Bc5, d6, f4, h2 (7).
Matt in 2 Zügen.

Partie-Schach.
Partie Nr. 84. Unregelmäßig.
(Siegen 1934.)

Weiß: Seitz, Bielefeld Schwarz: Klein, Gelsenkirchen

1. f2—f3	e7—e5
2. Sg1—h3	d7—d5
3. Sh3—f2	Lf8—c5
4. e2—e3	Sg8—f6
5. b2—b4	e5×b4
6. e3×b4	Lc5—b6

Die umständliche Entwicklung, die der Führer der Weißen gewählt hat, verspricht ihm keinerlei Aussicht auf ein initiatives Spiel. Der Springer auf f2, dem sein natürliches Feld f3 genommen ist, hat, will er nicht den weißen Königsläufer an seiner Entwicklung hindern, kaum eine Möglichkeit, von f2 aus etwas zu leisten. Dagegen versteht es Schwarz durch kraftvolles Figurenspiel schon bald, die Führung der Partie an sich zu reißen.

7. Lf1—d3	Sb8—c6
8. c2—c3	. . .

Nun ist Weiß auch noch zu allem Unglück zu diesem bescheidenen Deckungszug gezwungen, der auch dem Damenspringer die Besetzung seines eigentlichen Bestimmungsfeldes c3 unmöglich macht.

8. . . .	Lc8—e6
9. Lc1—g5	h7—h6
10. Lg5—h4	Dd8—e7
11. Ke1—d2?	. . .

Auf diesen Königszug, durch den Weiß seine Entwicklungsschwierigkeiten einigermaßen beheben zu können glaubte, kommt Schwarz in wenigen Zügen zu einem erfolgversprechenden Angriff. Die weiße Majestät wird nun in der Mitte des Brettes festgehalten und muß allmählich, da sie nicht rechtzeitig dem schwarzen Figurensturm entweichen kann, der Wucht des Ansturms erliegen.

11. 0—0 war allerdings wegen 11. . . ., g5 12. Lg3, L×a3 usw. auch nicht für Weiß zu empfehlen. Am besten geschah wohl noch 11. De2 nebst Sbd2.

11. . . .	0—0—0
12. a2—a4	Sc6—a5!
13. Dd1—c2	. . .

Auf 13. b4 konnte Schwarz vorteilhaft mit dem Figurenopfer 13. . . ., L×b4 14. c—b4, D×b4+ usw. antworten.

13. . . .	Sa5—c4+!
14. Ld3×c4	. . .

Was sollte Weiß anders spielen? Auf 14. Kc1 kann bereits Se3 nebst S×g2 folgen.

14. . . .	d5×c4
15. Lh4×f6	De7×f6
16. Sf2—e4	Df6—f4+
17. Kd2—d1	c7—c5!!
18. Sb1—d2	c5×d4
19. Sd2×c4	Ld6—c7

Auch nach 19. . . ., L×c4 20. c×b4, Kb8 21. D×c4, Tc8 usw steht Schwarz überlegen.

20. Sc4—b2	Kc8—b8
21. c3—c4	Lc7—a5
22. b2—b4 Verzweiflung!	La5×b4
23. a4—a5	f7—f5
24. Dc2—b3	. . .

Auf alles andere verliert der Doppeltausch auf d2 nebst L×c4

24. . . .	f5×e4
25. Db3×b4	e5—e3
26. Ta1—b1	e4—e3
27. Sd2—e4	Le6—f5!
28. Se4—c5	Kb8—c8!!
29. Kd1—e2	. . .

29. Tb2 würde wegen 29. . . ., d4—d3 auch nicht mehr viel nützen.

29. . . .	Lf5×b1
30. Th1×b1	Th8—e8
31. Tb1—b3	Te8—e5
32. Sc5—e4	Te5×a5
33. c4—c5	b7—b6
34. Db4—c4	Ta5×c5!
35. Se4×c5	Dc7×c5

36. Dc4—d3 und Weiß gab gleichzeitig auf.

Schach-Nachrichten.

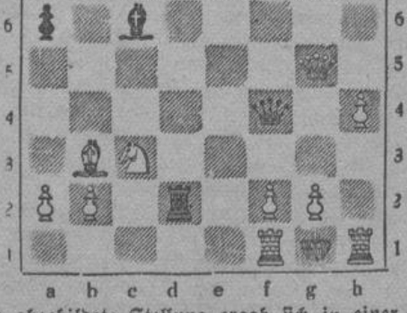
Großdeutscher Schachbund. Landesverband Westfalen.
An die Leiter der westfäl. Schachkreise und Großvereine.
Betr.: die wilden Vereine.

Es gibt auch im Landesverband Westfalen noch immer sog. „wilde Vereine", die aus Standesdünkel und anderen Gründen glauben, ihr eigenbrötlerisches Leben auch im neuen Deutschland weiterführen zu können. Sie haben keinerlei Existenzberechtigung mehr. Die Leiter der Schachkreise haben mir bis zum 1. Dezember sämtliche nichtorganisierten Schachvereine ihres Bezirkes namhaft zu machen. Diese Vereine haben bis zum 1. Januar 1935 ihre Anmeldung zum Westfälischen Schachbund zu tätigen, andernfalls werde ich bei den zuständigen Polizeidienststellen ihre Auflösung und die Beschlagnahme des Spielmaterials beantragen, da anzunehmen ist, daß es sich hier um getarnte Gruppen handelt, die sich der Kontrolle entziehen und unter dem harmlosen Mantel des Schachspiels sich staatsfeindlich betätigen.

gez.: K. Jahn, Verbandsleiter.

Lösung der Partieaufgabe 1: 1. . . . Dc4—f1+; 2. Kg1—h2 (Erzwungen, denn auf Kg1×f1? käme Te4—e1#) 2. . . . Df1×g2+!; 3. Kh2×g2, Te4—g4+; 4. Kg2—f1 (Oder Kg2—h2, Tg4—g2+ nebst Te8—e1#), 4. . . . Ld5—g2+; 5. Kf1—g1, Te8—e1+; 6. Kg1—h2, Te1—h1# Ulkigerweise war Schwarz gezwungen zu gewinnen und konnte nur durch Schachgebote die Mattdrohung auf h7 aufhalten.

Partieaufgabe 2.



Die abgebildete Stellung ergab sich in einer Partie Alechin — Bogoljubow. Der Führer der schwarzen Steine hat eine Figur weniger. Gleichwohl konnte er mit einem eleganten Zuge nicht nur das Gleichgewicht herstellen, sondern sogar in Vorteil kommen. Was muß er spielen?

Haus und Kind

Der richtige Ton

Hausfrau und Hausangestellte



Die Situation der jungen Haus-Angestellten, die jahrelang Mitglied einer Familie ist, ohne doch von dieser gefühlsmäßig als solches betrachtet zu werden, ist manchem schon als unnatürlich erschienen. Auf dem Lande, unter erweiterten Raumverhältnissen, sind die Reibungsflächen gering, sie wachsen, je enger der Raum ist, auf dem Herrschaft und Angestellte miteinander verknüpft sind.

Es ist beinahe bewunderungswürdig, mit welcher Routine viele Hausfrauen es verstehen, ein Verhältnis der Kälte und Ablehnung gegenüber ihrer Hausangestellten aufrecht zu erhalten, das allein ihnen die nötige Autorität zu garantieren scheint. Im Grunde ist diese Einstellung falsch. Es werden hier Schranken zwischen Menschen innerhalb einer Familie errichtet, die für alle Teile das Zusammenleben ein wenig unwürdig gestalten. Die Atmosphäre des Hauses ist — so unglaubwürdig es manchem klingen mag — gefährdet.

Solange eine Hausangestellte von der Familie und besonders von der Hausfrau noch als Fremdkörper empfunden wird, kann sich niemals die rechte Harmonie einstellen. Sich ehrlich prüfend, wird die Hausfrau feststellen, daß sie erst dann dieses leise Gefühl des Unbehagens in Gegenwart des Mädchens los wird, wenn sie sich entschließen kann, sie in ihre Obhut und ihr Interesse miteinzubeziehen. Ein Ton der Liebe muß mitschwingen, wenn Hausfrau und Angestellte einander wirklich ergänzen und helfen wollen.

Als Ideal schwebt uns vielfach enttäuschten und vorsichtig gewordenen Hausfrauen die Hausangestellte auf Lebenszeit vor, die mit der Familie groß wird, ein natürliches Interesse am Bestehen und Blühen der Familie gewinnt und sich ganz selbstverständlich ihren Platz in der Familie erobert. Aber die jungen Mädchen sind unbeständiger und anspruchsvoller, ihre Heranbildung in einem der Hausfrau am Herzen liegenden Sinne schwieriger geworden. Im Interesse der Förderung der von Grund auf gesunden Familie wird aber auch im Verhältnis zwischen Hausfrau und Haushaltshilfe vieles neugestaltet werden müssen.

Viele Hausfrauen werden entgegnen, daß der „Ton der Liebe", als nicht durchführbar längst ausprobiert, der kurz und bündige Ton für beide Teile der einzig richtige sei. Im großen genommen hat aber diese Erfahrung nicht recht. Um richtig verstanden zu werden: eine Hausfrau sollte, ohne weniger zurückhaltend zu sein, ohne sich zu Vertraulichkeiten hinreißen zu lassen, ein Verhältnis zu ihrem Mädchen wie zu einem Kinde herstellen. Erziehungsbedürftig wie sie, unterlegen in mancherlei Beziehung, brauchen sie wirklich Pflege und Leitung wie ein Kind.

Ob sich diese idealistische Einstellung in allen Fällen durchführen ließe? Sie zweifeln, weil Sie an Ihren Sonderfall und dabei an die Unmöglichkeit der Durchführung denken? Dazu ist zu sagen: Sie haben selbst den Fehler begangen, wenn Sie ein Mädchen in Ihr Haus nahmen, das nach seinem ganzen Wesen und Charakter sich niemals der Art Ihres Hauses einordnen konnte. Es ist falsch, ein Mädchen nur nach dem Leistungsprinzip auszuwählen. Es ist ebenso wichtig, den Charakter zu prüfen, damit die richtigen Menschen zusammenkommen. Dabei spielen Bildungsunterschiede keine entscheidende Rolle. Nur muß man soviel bewußtes Gefühl für die eigene Art haben, daß man den rechten Menschen herauszufinden weiß, die kleine, kecke Forsche für den Haushalt mit Tempo und ohne Sentimentalität, ein ernstes und gottesfürchtiges Menschenkind in eine Atmosphäre der ernsten Lebensführung, eine von Grund auf selbständige Natur zu einer Hausfrau, die Entlastung sucht, und eine Anpassungsfähige zu einer energischen und konsequenten Herrin. Sie denken, daß man diese Eigenschaften keinem Menschen vom Gesicht abliest? Wir werden eben lernen müssen, dem Menschen, der uns täglich vom frühen Morgen bis zur letzten Abendstunde dient, von Anfang an soviel Interesse entgegenzubringen, daß er in einem langen, ersten Gespräch ein wenig von seinem wahren Wesen verrät. Hausfrau und Hausangestellte müssen einander sympathisch sein, dann braucht uns um den richtigen Ton nicht mehr bange zu sein.

Ilse Deike.

Verwirklichte Träume

Nun herbstet es draußen wieder. Wir müssen unseren sonnigen Sitzplatz auf dem Rasen oder auf dem umrankten Balkon mit der gemütlichen Ecke drinnen im Zimmer vertauschen. Wir müssen uns innerlich umstellen. Ganz leise vollzieht sich das. Gestern war es uns noch so wichtig, ob die letzte Sonnenblume drüben an der Hecke aufblühen würde. Und heute, bei dem trübseligen Wetter, rückt unser Heim, unser täglicher Raum wieder ganz nahe an unser Herz.

Und während wir ein wenig fröstelnd vor dem aufflackernden Kaminfeuer hocken, kommt leise Besinnlichkeit über uns, nachdenkliches Zurückschauen auf das Jahr, das nun mit Riesenschritten sich neigen wird. Was haben wir alles erhofft, erträumt — damals, als die Kastanien, die soeben knallend im Kaminfeuer zerplatzten, in weißen Kerzen die alten Bäume draußen schmückten!

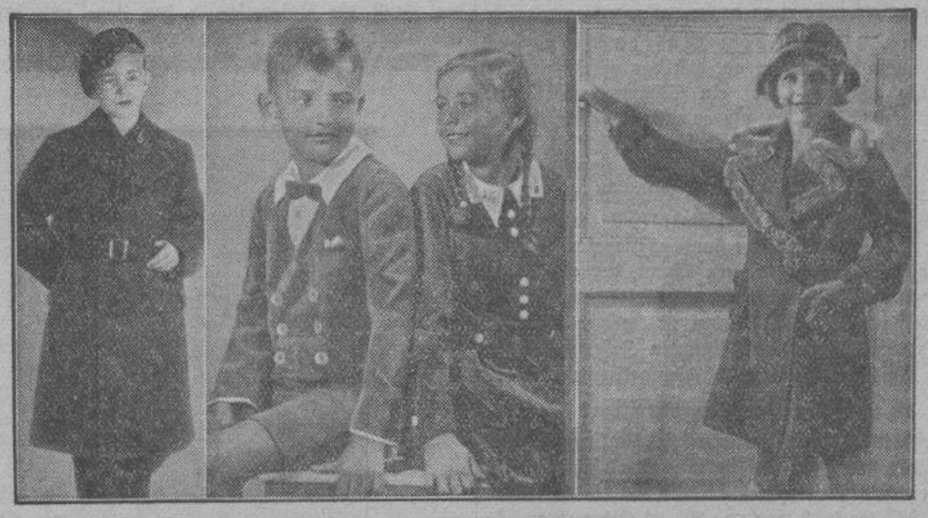
Vieles hat sich erfüllt! Manches wird nie sich verwirklichen. Aber: alles was ist, war erst in unseren Träumen. . . Wißt Ihr noch, wie Eure Sommerreise Traum war? Ein buntes Plakat am Bahnhof, ein Kartengruß aus den Bergen — und schon begann heimlich ein zages Wünschen und Träumen. „Ob ich mir das wohl leisten kann. . .?" Die Ersparnisse wurden gezählt. Und ein unheimliches Talent, kleine Wünsche zum Nutzen des großen Wunschtraumes sich zu verkneifen, erwachte. Und siehe da: der Reisespartopf schwoll — und heute nehmt Ihr lächelnd die Bildchen, die Photos zur Hand, frohe Bestätigung, daß aus Traum Wirklichkeit wurde. Träume können treibende Kräfte sein, ja, ich möchte beinahe sagen, daß erst der Traum vom künftigen Ziel Schwungkraft in uns weckt, Fähigkeiten erstarken und uns manchmal sogar über uns selbst hinwegwachsen läßt.

Denn große und kleine Dinge leben in unseren Träumen, aber erst unser zähe Wille erweckt sie zum Leben. Ob es sich nun um ein Klavier oder um einen Kanarienvogel handelt, um ein Stückchen Land draußen vor der Stadt, oder um eine seltene Kaktee für unsere Sammlung. Ein bißchen wird zuerst davon geträumt. Dann setzt die Schaffenskraft ein und tatenfrohes Wollen wirkt Wunder! Aber dieses Wollen muß unbeirrbar hinter den Träumen stehen, sonst sind sie fruchtlos und alles andere als „Wunder wirkend". Mancher träumte sich schon in ziellose Sehnsucht hinein oder von Dingen, die weit mehr über den Rahmen des Erfüllbaren hinausgingen: „. . . davon träumen — ja, aber dafür kämpfen — —? Lustlosigkeit und Schlaffheit stellen sich ein, das Zutrauen zur eigenen Kraft erlahmt, mit müßigen Händen sieht man dem Schaffen der Tatmenschen zu und übt neidisch Kritik.

Der lebendige Wille muß hinter den Träumen stehen, dann winkt Erfüllung. Und nichts ist wunderbarer, als die Verwirklichung eines Traumes aus eigener Kraft. Doppelt wunderbar, weil man alle Phasen der Entstehung, vom Keim bis zur Vollendung, miterlebte.

Darum: scheltet die Träume nicht.

Alles was ist, war erst in unseren Träumen! H. H.



Praktische und hübsche Kinderkleidung.

Kleidsamkeit und praktische Vorzüge sind für die winterlichen Neuanschaffungen für die Jugend die Hauptsache. Für einen Jungen ist der sportlich gehaltene Gürtelmantel das richtige. Da auch die kleinen Mädel schon eitel sind, sollte man ihnen den niedlichen Biberettbesatz am Kragen nicht versagen. Dunkelblaue, aber auch sportlich gemusterte Stoffe stehen den Kleinen sehr gut. Für tägliche Kleider und Anzüge erweist sich Waschsamt als hübscher und strapazierfähiger Stoff. Hier sind Bubikragen und Perlmutterknöpfe ein lebhafter Anputz. Wolle ist in der Wäsche meist schwieriger zu behandeln als Rippensamt, was man beim Einkauf berücksichtigen sollte.

Musikalische Laienbildung

Der Wunsch, zu musizieren, liegt in vielen Menschen verborgen, die Erfüllung scheitert oft an der irrigen Meinung, es fehlten die zum Musizieren nötigen Anlagen. Entweder wurde ein Musikinstrument nie gewagt, oder ein begonnener Weg wurde abgebrochen. Die Ursache eines solchen Mißerfolges liegt aber in den meisten Fällen nicht am Fehlen jeder Begabung, sondern an der Wahl eines Instrumentes, dessen Spieltechnik zu große Anforderungen an die Art der musikalischen Anlagen stellte, oder an einem unorganischen Aufbau des Unterrichtes. In der Beurteilung der Musikalität werden häufig ganz äußerliche Maßstäbe angelegt; zum Beispiel wird beobachtet: Man singt falsch trotz des eigenen Bewußtseins dafür, wie es klingen müßte; oder: man kann nicht die kleinste Melodie behalten und nachsingen; oder: das Singen fällt leicht, aber das Vomblattsingen- oder Spielen ist eine unüberwindliche Hemmung; zuletzt: die innere musikalische Vorstellung ist in hohem Maße vorhanden, doch die ungeschickten Finger oder der Mangel an Stimme vermag ihr nicht Ausdruck zu verleihen. Wir wollen uns hier einmal klar werden, welcher Voraussetzungen es bedarf, um auf einfache Weise zur Freude eines kleinen häuslichen Kreises musizieren zu können.

Wenn wir die musikalische Entwicklung eines ganz kleinen Kindes beobachten, können wir deutlich erkennen, an welche menschlichen Sinnesorgane sich ein musikalischer Eindruck richtet. Das Ohr nimmt die Musik zunächst auf. Das Haften dieses Eindruckes können wir ein „inneres Ohr" nennen, es ist gleichbedeutend mit der musikalischen Vorstellungskraft, dem musikalischen Gedächtnis. Aus diesem „inneren" Hören heraus erwächst im Kinde der Trieb der eigenen musikalischen Betätigung durch die Stimme oder das Ergreifen eines Instrumentes. Oskar Fitz spricht hier (auch bei der Betätigung der Stimmbänder) vom musikalischen Tastsinn. Wir wollen uns der Kürze wegen auch dieses Begriffes bedienen. Zum äußeren und inneren Ohr und Tastsinn kommt das Auge hinzu. Es nimmt nur die Stelle eines Vermittlers ein, beim Komponieren vom inneren Ohr zur Niederschrift, beim Interpreten von der Niederschrift zum inneren Ohr und von da zum Tastsinn. Diese vier genannten Sinne: äußeres Ohr, inneres Ohr, Tastsinn und Auge sind bei den Menschen in verschiedenen Beziehungen untereinander verschieden stark ausgeprägt. Jeder dieser Sinne und die Wechselbeziehungen unter ihnen können durch Schulung vervollkommnet werden, wenn der Lehrer die schwachen Stellen kennt. Ein Musikunterricht, der mit dem Lesenlernen der Noten beginnt, also den Weg vom Auge zum Tastsinn gehen läßt, widerspricht so sehr jeder natürlichen musikalischen Entwicklung, daß eine nicht von Natur sehr kräftige musikalische Anlage dabei zugrunde geht. Das wichtigste Organ für Musik wurde dabei übersehen: das Ohr. Eine organische Musikausbildung muß mit der Schulung des inneren Ohres beginnen, das in jedem Falle außerordentlich entwicklungsfähig ist, auch wenn es nach erstem Prüfen in der Anlage sehr schwach vorhanden war. Die durch Schulung gestärkte innere Vergegenwärtigung eines musikalischen Vorganges ruft auch den Wunsch nach Ausübung hervor. Bei technisch schwach begabten Menschen, also bei Fehlen eines ausgeprägten Tastsinnes müssen nun Instrumente in Vorschlag gebracht werden, deren vollkommene Beherrschung mit geringer Mühe erreicht werden kann. Dazu gehört in erster die Blockflöte. In dem erwähnten organischen Lehrgang wird das Auge als letzter Vermittler hinzugezogen. Eine Methode, welche — wie die Tonika-Do-Methode durch ihre Handzeichen, — den Funktionen der einzelnen Tonartstufen einen anschaulichen Ausdruck verleiht, erleichtert ganz wesentlich durch Miteinbeziehung des Auges die Schulung der inneren klanglichen Vorstellung. Das nun vom inneren Ohr erfaßte wird zuletzt auf das Notenbild übertragen. Nur auf diesem Wege wird bei einem musikalisch schwach begabten Menschen die Freude am Musizieren wachsen und eine Stufe erreicht werden können, auf welcher ein Musizieren von Noten möglich ist, während bei einem Schüler, der über das komplizierte Notenbild mühevoll zur Musik geführt werden soll, die ganze Betätigung für immer in einem Notenbuchstabieren stecken bleibt.

Die Blockflöte ist das bevorzugte Instrument für den musikalischen Laien. Das Anblasen kann schon vom kleinen Kinde gemeistert werden. Das Decken der Löcher entspricht einer ganz natürlichen Grifhaltung der lockeren Hand, die Grifftechnik ist eine denkbar einfache. Der Klang ist zart, dabei auch voll und abgerundet. Er schmiegt sich jedem Raume an, im großen Saal überrascht er durch seine ausgesprochene Tragfähigkeit. Viel Freude macht es den Kindern, wenn ihre Liedchen und Reigen durch die Blockflöte um eine untermalende zweite Stimme bereichert werden.

So aufs innigste verwachsen mit dem Liedgut unseres Volkes, gehört die Blockflöte in jede Familie als Trägerin der Hausmusik.

Hanni Kaller.

★

Gertrud von Le Fort

Das Werk einer Dichterin

Die geheimnisvollen Beziehungen zwischen Gnade und Natur bilden das Hauptmotiv in den Prosaerzählungen der Freiin von Le Fort. Mit derselben Intensität, mit der die Dichterin die bloß im Gleichnis zu erfassende Größe der Kirche nicht nur schaut, sondern auch in ihren unvergleichlichen „Hymnen" wiederzuspiegeln vermag, gelingt es ihr, die verborgensten Beziehungen zwischen der Gnade Gottes und der menschlichen Seele aufzudecken, angefangen von den Wundern, die die Gnade im Herzen wirken kann, bis zu den Kämpfen mit der Gnade und der Auflehnung gegen sie.

„Du sonderst sie aus den Gesetzen der Kreatur aus . ." heißt es in den „Hymnen" von den Heiligen. So ausgesondert aus den Gesetzen der Kreatur erscheint uns auch Blanche de la Force in der bei aller Schlichtheit ergreifenden Erzählung „Die Letzte am Schafott". Blanche de la Force ist eine jener Karmelitinnen von Compiègne, die während der französischen Revolution vor allem Volk guillotiniert wurden. Sie trug zeitlebens „das Kreuz der Angst" und sie trug so schwer an ihm, daß keine ihrer Mitschwestern ihr die innere Fähigkeit zum Martyrertum zutraute. Sie aber, die ängstlichste, schwächste, die aus dem Kreis der sich auf das Martyrium vorbereitenden Nonnen während des letzten Weiheaktes aus der Klosterkirche entfloh, greift, als sie inmitten gaffenden Volkes der Hinrichtung ihrer Ordensschwestern zusieht, das immer schwächer werdende, zuletzt ganz verlöschende Lied der Henkersopfer heroisch da auf, wo es jäh abbrach, singt es, „als respondiere die Menge", zu Ende und wird, von wütenden Weibern niedergeschlagen, selbst zum lobpreisenden Amen.

In Blanche de la Force finden wir aber, von ihrem letzten Opfer und der ihr dazu aus der Gnade gespendeten Kraft abgesehen, auch etwas von dem „unzulänglichen Ja" zu Christus, jenem Mangel an letzter Hingabe, an letztem Vertrauen zu Gottes Führung, jener Schuld ängstlicher Selbstbewahrung, die Gertrud von Le Fort in allen Abstufungen so meisterhaft zu behandeln versteht. Die junge Karmelitin freilich kommt nur aus der sie ganz in ihren Fängen haltenden Lebens- und Todesangst nicht zu diesem völligen Ja. Edelgart aber, in dem sprachlich herrlichen Roman „Das Schweißtuch der Veronika", gelangt aus Scheu vor aufwühlenden Veränderungen, vor letzten Konsequenzen nicht dazu. So wie sie sich allen „großen mitnehmenden Entscheidungen ihres Lebens immer versagt hatte", versucht sie auch „mit Halbheiten der göttlichen Forderung Genüge zu leisten". Gertrud von Le Fort's große Kunst ist es, die Freiheit der Entscheidung, die der Seele gegeben wurde, noch in verborgensten Tiefen aufzuzeigen. Klar und deutlich wächst aus dem Schicksal ihrer Personen in uns die Erkenntnis auf, daß „die Gnade keine Gewalt, sondern Freiheit ist." „Zum Leben wird der Mensch gezwungen und zum Sterben wird er gezwungen und zwischen diesen beiden ist er in fast allen Stücken gebunden an dieses oder jenes; nur zu Gott allein wird niemand gezwungen", bekennt Edelgart erschüttert und erschütternd am Ende ihres blassen Lebens. Aber so wie auch der trotz Taufe und Priesterweihe sich im letzten Grunde Christus versagende Pier Leone in „Der Papst aus dem Ghetto" zuletzt (als Papst Anaklet IX.) doch nicht das Schisma schafft, sondern durch das Schisma die innere Einigkeit der Christenheit, wie er ohne seinen Willen zum Werkzeug der Gnade wird, so vermag die zur Hingabe an die Liebe Christi so lange Zeit nicht fähige Edelgart trotzdem die Seele Veronikas zu den Geheimnissen der Kirche zu führen, zu ihrem Reichtum, ihrem Segen!

Wir haben in Deutschland in den letzten Jahrzehnten keine Romane gehabt, in denen in künstlerisch so hoher, sprachlich so vollendeter Weise so tiefe und endgültige Dinge über Seele, Gnade und Gott gesagt worden wären (wir müßten da schon nach Frankreich gehen, um ähnliches zu finden). Und aus welcher Ehrfurcht heraus, mit welcher inneren Wahrhaftigkeit formt die Dichterin selbst die von der Gnade Christi wenig oder — scheinbar — ganz unberührten Menschen: die herrliche, aus dem Heidentum des alten Rom erwachsene Großmutter im „Schweißtuch der Veronika", vor deren adeliger Seele die sonst stummen Zeugen der Vergangenheit den Mund ebenso willig auftun wie die Herzen ihrer Mitmenschen vor ihr sich öffnen, die Juden aus dem Ghetto Romas in ihrem Leid und ihrer Größe, die trotzigwilden Gestalten der römischen Adeligen, die aus Machthunger, Geldgier und Herrschsucht dem Wesen der Kirche so fern bleiben, daß sie gegen den Papst selbst aufbegehren, da er nicht nur Bischof der Römer, sondern Bischof der ganzen Welt sein will, oder den Papst Anaklet, der die tragische Spaltung in seinem Innern nicht überwindend ebenfalls ein höchst unzulängliches Ja zu Christus sagt und nur nach der Macht und der Gerechtigkeit greift, statt auch nach der Liebe und dem Segen, weil ihm die Erkenntnis versagt blieb, daß „Gerechtigkeit nur in der Hölle ist, im Himmel aber Gnade und auf Erden das Kreuz"!

Auch hier, im „Papst aus dem Ghetto", geht es immer wieder um die Verwirklichung Christi in den Seelen, um „die Vormacht dieser oder der jenseitigen Welt". Dieser Roman spielt im 12. Jahrhundert. Aber er ist von atemraubender Aktualität. Denn die Kämpfe zwischen den letzten Ideen sind nicht zu Ende gekämpft, nicht die der Juden, nicht die der Christen, nicht die der Heiden und nicht die der Macht der Welt mit der Macht Gottes. Diese Kämpfe wogen noch „allenthalben auf Erden, zutiefst aber in jeder menschlichen Seele".

M. R. Fuchs.

Blick nach draußen.

Betrachtungen über zwei „Mariannen."

In Frankreich wurde jetzt eine neue Münze im Werte von 5 Franken, im Gegensatz zu den früheren silbernen 5-Francs-Stücken aus schnödem Nickel geprägt, in den Verkehr gebracht. Sie unterscheidet sich nicht nur durch ihre Größe von ihrer Vorgängerin, weist vielmehr auch noch andere Merkmale auf, die einem Mitarbeiter des Pariser „Journal" Stoff zu nachdenklichen Betrachtungen bieten. „Marianne" zeigte auf der alten Münze, so stellt er fest, eine imponierende Kopfbildung, eine hohe, gerade Stirn, kurz, alle Merkmale einer hohen Intelligenz. Nicht so die „Marianne" auf der neuen Münze. Deren Schädel ist sozusagen zu einem Nichts zusammengeschrumpft, sodaß der Chronist sich die Frage vorlegt, ob denn nur mehr ein Straußenhirn ihr eigen sei. Jedenfalls bemerkt er, daß sicherlich „unter einer so winzigen Schädeldecke sich nicht viel verbergen lasse; das sei immerhin einigermaßen beunruhigend. Wollte der Künstler damit andeuten, daß „Marianne" in der Tat der Intelligenz entbehrt? Wollte er etwa diese „kleinschädelige Republik" — Verzeihung! — „durch den Kakao ziehen?" Denkbar wäre es, meint der witzige Zeitungsmann, denn die neue „Marianne" blicke auf der Nickelmünze nach links, während ihr Blick auf den alten Münzen nach rechts gerichtet war ...

Auf den Spuren des Waffenschmuggels.

Die Londoner Blätter, die für den „kleinen Mann" schreiben, haben wieder einmal ein „brauchbares" Thema gefunden, das die Gemüter der Leser zu fesseln vermag. In der Gegend von Hull wurde jetzt bei Nacht ein Schiff beobachtet, das nach einem unbekannten Code von hoher See aus Blinkzeichen zur Küste hin gab. Da sich das englische Unterhaus in diesen Tagen gerade mit dem Waffenhandel und dem Waffenschmuggel beschäftigt, nahm man sofort an, daß das geheimnisvolle Schiff nichts anderes als ein Schmugglerschiff sei. Der Verdacht verstärkte sich, als es mit unbekannter Bestimmung weiterfuhr, da es sich beobachtet sah. Obwohl alle verfügbaren Kräfte der Hafen- und Küstenpolizei alarmiert worden waren, konnte es entkommen. Gleichzeitig verschwanden aus der Stadt Hull mehrere Personen, die im Verdachte standen, illegalen Geschäften nachzugehen, insbesondere ein Mann, der als Agent eines kleinen Landes im Verkehr mit britischen Waffenhändlern bekannt ist. Die Polizei ist weiter bemüht, diese etwas dunklen und unbestimmten Zusammenhänge aufzuklären. Zu bezweifeln ist, daß dies gelingen wird ...

Was lehrt die Leuchtspur der Sternschnuppen?

Im sowjetrussischen Observatorium Stalingrad, das die Hauptstadt der roten Teilrepublik Tadschikistan ist, wurde ein neues Verfahren entdeckt, um die Geschwindigkeit des Windes in Höhen von 80—90 Kilometern festzustellen. Es geht von der Beobachtung der Sternschnuppen aus, und zwar derjenigen, die — ein bekanntes Phänomen — eine Leuchtspur im Luftraum hinterlassen. Diese Leuchtspuren bewegen sich, ehe sie verlöschen, mit dem Winde und zeigen dementsprechend Richtung und Geschwindigkeit der Luftströmungen in denjenigen Höhen an, da die „Sternschnuppe" als Fremdkörper von einer anderen Welt in den Luftraum der Erde eintritt. Die Fortbewegung der Spuren kann durch scharfe Teleskope sehr gut verfolgt werden. So wurde am 4. August 1934 um 9 Uhr 20 Minuten Greenwicher Zeit eine Sternschnuppenspur gesichtet, die sich in genau nord-südlicher Richtung mit einer Geschwindigkeit von 25 Stundenkilometern fortbewegte. In der Luftschicht, in der die Spur zum Verlöschen kam und deren Höhe mit 70 Kilometer errechnet werden konnte, herrschte Windstille. Neue Wege der Stratosphärenforschung!

Das Land der alten Leute.

Russische Anthropologen haben jetzt ihre Forschungen über gewisse kaukasische Stämme abgeschlossen und festgestellt, daß unter den Völkern des Kaukasus die langlebigsten Leute zu finden sind. Der größte Prozentsatz von Menschen, die mehr als 100 Jahre alt sind, wurde in Abchasien konstatiert. Der älteste ist nach Ansicht der russischen Gelehrten Khapara Kiut, der heute 154 Jahre zählt. Kiut kann sich noch historischer Ereignisse erinnern, die sich im Anfang des vorigen Jahrhunderts abgespielt haben. Einer seiner Söhne ist 90 Jahre alt. In einer anderen Stadt wurde ein Abchase von 130 Jahren entdeckt. Dieser Herr namens Kizla, kann auf eine Familie von 71 Mitgliedern herabblicken. Auch die Georgier haben offenbar ein langes Leben. In der Nähe von Tiflis fanden die Forscher einen Georgier namens Lagiaschwiti, der ungefähr 148 Jahre alt ist und sich noch sehr genau an den Einzug der russischen Truppen in Tiflis im Jahre 1801 und ebenso an den Krieg gegen Napoleon 1812 erinnern will. Eine einleuchtende Erklärung für die Langlebigkeit kaukasischer Menschen haben die russischen Gelehrten nicht finden können. Sie nehmen an, daß die Milde des Klimas und die Einfachheit des Lebens in den Bergen das Leben verlängert.

Der preußische Ministerpräsident und der Reichs- und preußische Minister des Innern haben anläßlich des 9. November 1934 die Genehmigung erteilt, daß Auszeichnungen, die seitens der NSDAP an Angehörige der uniformierten Polizei für besondere Verdienste verliehen worden sind, fortan zur Uniform getragen werden dürfen.

Wie der Amtliche Preußische Pressedienst meldet, ist aus Anlaß des Gedenktages der nationalsozialistischen Bewegung in der preußischen Landespolizei und Schutzpolizei eine größere Anzahl von Beförderungen bei Wachtmeistern und Offizieren ausgesprochen worden.

Staatsfeind Nr. 3 flüchtet ins Irrenhaus.

Der tobsüchtige Lobero.

§ **Chikago,** im November.

Amerikas „Staatsfeinde" haben nichts mehr zu lachen. Die Polizei macht endgültig ernst mit der Jagd auf sie. Dillinger ist unter den Kugeln der Polizisten gefallen, sein Nachfolger in der Rangliste der Großverbrecher, „Pretty Boy" Floyd, ist ebenfalls nach wilder Jagd zur Strecke gebracht worden. Nach dem Tode Floyds ist der Titel des „Staatsfeindes Nr. 1" automatisch auf Jaques Lobero übergegangen, einen Komplicen Dillingers, der sich früher öffentlich als „Public Enemie Nr. 3" zu bezeichnen pflegte.

Die Polizeibehörden der Union leiteten eine großangelegte Fahndungsaktion nach Jaques Lobero ein. Von Staat zu Staat wurde er gehetzt, einigemale glaubte man ihn schon gefaßt zu haben, doch seit einigen Monaten war er spurlos verschwunden. Jetzt endlich hat man seinen Aufenthaltsort entdeckt; er hielt sich versteckt in einem Irrenhaus bei Chicago.

Der neugebackene Staatsfeind Nr. 1 wußte, daß er seines Titels nicht froh werden konnte. Er mußte verschwinden, und er wählte dazu eine Methode, die so unerhört frech und unverfroren ist, daß sie dem Häuptling der amerikanischen Unterwelt alle Ehre macht. In einem Varietétheater Chicagos wurde während der Vorstellung ein Mann, der bis dahin friedlich in seiner Loge gesessen hatte, plötzlich tobsüchtig. Er zertrümmerte mit der Faust die Spiegelscheibe der Loge und brüllte in den Saal: „Ich bin Jaques Lobero!"

Man brachte ihn zur Untersuchung ins Irrenhaus, wo er unentwegt weitertobte und darauf bestand, als Staatsfeind Nr. 1 angeredet zu werden. Obwohl ihn die Aerzte für irrsinnig hielten, nahm man vorsichtshalber seine Fingerabdrücke ab und verglich sie mit dem Daktylogramm des Newyorker Verbrecheralbums. Wie erwartet, stimmten die Hautlinien nicht überein und damit lag der Fall klar. In den amerikanischen Irrenhäusern sitzt mehr als ein Verrückter, der sich für Dillinger hält ...

Wäre der harmlose Größenwahnsinnige nicht allzu übermütig geworden, dann könnte er vielleicht noch Jahre in Chicagoer Irrenanstalt ein sorgenfreies Dasein führen. Doch er konnte von seinem alten Beruf nicht lassen. Eines Tages erhielt der Direktor der Anstalt einen anonymen Brief, in dem er aufgefordert wurde, an einem bestimmten Ort 5000 Dollar zu hinterlegen, andernfalls werde man sein fünf Monate altes Kind entführen. Der Direktor aber übergab den Brief der Polizei und die brachte schnell heraus, daß das Schreiben von dem komischen Irren stammte, der sich für Lobero hielt. Man sah sich den Mann jetzt etwas näher an und zur allgemeinen Ueberraschung ergab sich: Lobero war echt.

Ebenso wie Dillinger hatte er rechtzeitig durch eine Hauttransplanation die Linien seiner Fingerspitzen verändern lassen, so daß er nach dem Verbrecheralbum nicht mehr zu identifizieren war.

Er wird die Irrenzelle, in der es ihm zu langweilig geworden ist, wohl bald mit der Todeszelle vertauschen müssen.



Die einzigen Fünflinge der Welt, die prächtig gedeihen.

Wer diese prächtigen Säuglinge betrachtet, wird kaum glauben, daß es sich um die Fünflinge handelt, die vor einiger Zeit in Callender (Ontario, Kanada) geboren wurden. Sie dürfen den Ruhm für sich in Anspruch nehmen, die einzigen Fünflinge der Welt zu sein, die sich normal entwickelten. Sie sind jetzt 23 Wochen alt und genau so kräftig wie normale Kinder gleichen Alters. Bei ihrer großen Aehnlichkeit bekam jedes Kind ein Halskettchen mit Namen, so daß man sie nicht verwechseln kann. Ganz Kanada wetteifert darin, den Fünfen Gutes zu erweisen. Sie haben bereits ein eigenes Haus und ein Arzt überwacht ihre Gesundheit täglich.

Eis aus tropischem Meer.

Das schwimmende Kraftwerk im Atlantischen Ozean.

(!) **Paris,** im November.

Vor Rio de Janeiro ankert im Atlantischen Ozean ein Dampfer, der bis zu 1000 Tonnen Eis täglich in die nach Kühlung lechzende Großstadt hinüberschickt. Es ist in den tropischen und subtropischen Ländern ein Lebensbedürfnis, das nicht minder wichtig ist als die Wärmezufuhr in den Polargebieten. Für die Konservierung von Lebensmitteln, zur Kühlung von Getränken und Räumen braucht jedes Restaurant, jedes Lebensmittelgeschäft und jeder Privathaushalt große Mengen Kunsteis.

Der französische Professor Georges Claude hat den 1000-Tonnen-Dampfer „Tunisie" zu einer schwimmenden Eisfabrik umbauen lassen. Er hat ein Projekt praktisch verwirklicht, das viele Ingenieure und Physiker seit Jahrzehnten beschäftigt, für das zahlreiche kostspielige Versuche angestellt wurden: den Wärmeunterschied zwischen dem Ober- flächen- und Tiefenwasser tropischer Meere in Energie umzusetzen. Auf der Suche nach neuen Kraftquellen ist die Umwertung der in den Ozeanen schlummernden Energien seit jeher ein lockendes Ziel gewesen. An der Oberfläche der tropischen Meere herrschen Temperaturen von durchschnittlich 26 Grad Celsius, während das Wasser in Tiefen von 600 bis 700 m nur noch 4 bis 5 Grad Wärme aufweist. Dieser Unterschied bedeutet ein „Wärmegefälle", das derselben Energiemenge entspricht, die man erhielte, wenn man das Wasser aus 50 Meter Höhe herabstürzen ließe. Aber wie kann man diese gigantischen Kräfte in den Dienst des Menschen zwingen?

Prof. Claude führt ein Kaltwasserrohr 650 Meter tief in das Wasser hinab und holt mit Hilfe einer Kreiselpumpe Seewasser von 4 Grad Temperatur herauf, das er in einen großen Behälter leitet. Dieser Wasserbehälter ist durch eine Mittelwand in zwei Teile zerlegt; in die eine Seite wird Wasser von 26 Grad und in die andere Wasser von 5 Grad hineingepumpt. Im oberen Teil der Trennwand befindet sich eine Oeffnung, in der eine Turbine aufgestellt ist. Zwischen dem Kaltwasser- und dem Warmwasserraum soll nun eine starke Strömung entstehen, von der die Turbine angetrieben wird. Um diese Strömung zu erzielen, ist der ganze Wasserbehälter luftleer gemacht worden. Unter derartigem Unterdruck beginnt nämlich das 26 Grad warme Wasser schleunigst zu verdampfen und ein starker Dampfstrom ergießt sich in die kalte Abteilung. Die Dampfströmung hat die enorme Geschwindigkeit von 500 Metern pro Sekunde und entwickelt eine gewaltige Kraft.

Insgesamt sind neun Wasserbehälter nebeneinander angeordnet. Der ganze Vorgang ist natürlich in Wirklichkeit bedeutend komplizierter als unser rohes Schema. Man kann sich z. B. leicht vorstellen, was es allein für Schwierigkeiten bereitete, ein 650 Meter langes Rohr in der Meerestiefe sicher zu verankern.

Ebensogut wie zur Eisbereitung könnte die Energieleistung der Turbinen selbstverständlich zu irgend einer anderen Form der Arbeitsleistung herangezogen werden. Wichtig an dem Vorgang ist, daß es gelungen ist, eine neue — billige! — Kraftquelle zu erschließen, und das in einem ansehnlichen Umfang. Die Menschheit braucht nicht zu befürchten, daß die natürlichen Energiequellen jemals versiegen werden.

Ein Tenor verklagt den österreichischen Bundesschatz.

DNB **Wien,** 10 November.

Am Freitag fand im Wiener Zivillandesgericht ein bemerkenswerter Prozeß statt, den der berühmte Tenor der Berliner Staatsoper Helge Roswaenge gegen den österreichischen Bundesschatz angestrengt hatte. Roswaenge hatte im Jahre 1933 einen Vertrag mit der Staatsoper abgeschlossen, wonach er in den Jahren 1933 und 1934 40 Mal in Wien auftreten sollte. Plötzlich — Helge Roswaenge war erst an 23 Abenden aufgetreten — erklärte die Bundestheaterverwaltung den Vertrag für aufgelöst, weil sich Roswaenge angeblich in Oesterreich nationalsozialistisch betätigt hätte. Roswaenge stellte sich auf den Standpunkt, daß die einseitige Vertragsauflösung rechtswidrig sei und klagte gegen den Bundesschatz auf Zahlung von 16 000 Schilling und 180 englische Pfund. Das Wiener Landesgericht erklärte sich für unzuständig und beschloß, die Akten dem Gewerbegericht zu überweisen.

Die Ausbreitung des Christentums in der Welt.

Das Zentralkomitee des Heiligen Jahres hatte ein kleine Schrift veröffentlicht „Mundi Redemptor 33 — 1933," die wert wäre zur allgemeinen Kenntnis zu gelangen. Sie gibt nämlich in einigen wenigen Ziffern einen ausgezeichneten Begriff von der Ausbreitung des Christentums und des Katholizismus auf der ganzen Welt. Diese Ziffern lauten wie folgt: Europa: Katholiken 201 855 000 oder 43 Proz. der Gesamtbevölkerung; nicht-katholische Christen: 234 529 000 oder 50 Proz.; Nicht-Christen: 31 340 816; Nord-Amerika: Katholiken: 52 513 320 oder 33 Prozent; nicht-katholische Christen: 85 540 818 oder 54 Proz.; Nicht-Christen: 21 000 130 oder 13 Proz.; Süd-Amerika: Katholiken: 73 050 585 oder 97 Proz.; nicht-katholische Christen: 541 984 oder 1 Proz.; Nicht-Christen: 1 552 602 oder 2 Proz. Afrika: Katholiken: 5 387 678 oder 4 Proz.; nicht-katholische Christen: 9 103 725 oder 7 Proz.; Nicht-Christen: 125 574 630 oder 89 Prozent. Asien: Katholiken: 17 038 974 oder 2 Proz.; nicht-katholische Christen: 9 450 545 oder 1 Proz.; Nicht-Christen 970 354 614 oder 97 Prozent.

Der allgemeine Prozentsatz der verschiedenen Konfessionen wird mit folgenden Ziffern angegeben — Katholiken: 19 Proz.; Konfuzianer: 16,4 Proz.; Mohammedaner: 13 Proz.; Hindus 12,1 Proz.; Buddhisten: 10,8 Proz.; Protestanten: 8,9 Proz.; Schismatiker: 7,1 Proz.; Animisten: 6,6 Proz.; Atheisten: 4,1 Proz.; Hebräer: 0,9 Prozent.

Woldemaras zu 6 Monaten Gefängnis verurteilt.

DNB **Kowno,** 9. November.

Vor der Appellationskammer in Kowno fand der Prozeß gegen den ehemaligen Ministerpräsidenten Woldemaras statt, der vor Monaten im Zusammenhang mit dem Militärputsch vom Feldgericht zu 12 Jahren schweren Kerkers verurteilt worden ist. Woldemaras hat sich in dem neuen Prozeß wegen des s. Zt. viel erörterten Zeitungsartikels „Auf Schicksalswegen" zu verantworten. Mitangeklagt ist der Reserveoffizier und Kriegsinvalide Karutis als Herausgeber des s. Zt. verbotenen Organs der Woldemaras-Anhänger „Tautos Balsas", in dem der Artikel ursprünglich erschienen war.

Woldemaras erklärte zu Beginn der Verhandlung auf Befragen, daß er keine der Prozeßordnung gemäße Anklageschrift erhalten habe. Er folgerte daraus, daß der Prozeß deshalb aus grundsätzlichen Erwägungen nicht stattfinden könne. Der Vorsitzende entzog Woldemaras, der daran längere Ausführungen knüpfte, das Wort und verlas eine Anordnung des Justizministers, wonach der Prozeß unter Ausschluß der Oeffentlichkeit stattzufinden habe.

Das Urteil lautete auf sechs Monate Gefängnis. Der Mitangeklagte, Redakteur Karutis, wurde freigesprochen. Eine praktische Auswirkung hat das Urteil für Woldemaras nicht, da er vom Feldgericht bereits zu zwölf Jahren Kerker verurteilt worden ist.

Gefängnis für einen verantwortungslosen Fuhrunternehmer.

× **Gera,** 9. November.

In der Nähe von Langenberg bei Gera fuhr im Juli ein mit dreißig Schulkindern aus Köttigau bei Weißenfels besetzter Lastkraftwagen gegen einen Baum. Dabei wurden zwei Schulkinder getötet und 28 verletzt. Der Unglücksfall fand jetzt sein gerichtliches Nachspiel. Am Mittwoch wurde vom Geraer Schöffengericht das Urteil gefällt. Es lautete gegen den Autofuhrunternehmer Kurt Langner aus Weißenfels auf ein Jahr sechs Monate Gefängnis und den Kraftwagenführer Otto Meißner, der den Unglückswagen gesteuert hatte, auf sechs Monate Gefängnis. Meißner brauchte jedoch seine Strafe nicht anzutreten, da sie unter die Amnestie fällt. Der Staatsanwalt hatte als Anklagevertreter betont, daß der Hauptschuldige der Fuhrunternehmer Langner sei, der seinen Angestellten, den Kraftwagenführer Meißner, in der schlimmsten Weise ausgebeutet habe. Meißner habe wöchentlich mehr als 100 Stunden ohne genügende Ruhepausen fahren müssen. Durch Sachverständige wurde eindeutig festgestellt, daß der Kraftwagenführer wegen Uebermüdung am Steuer des Wagens eingeschlafen war. Nur darauf ist das Unglück zurückzuführen, das dem Schulausflug einer lebensfrohen Kinderschar ein so trauriges Ende bereitet hatte.

Die Kartenmischmaschine.

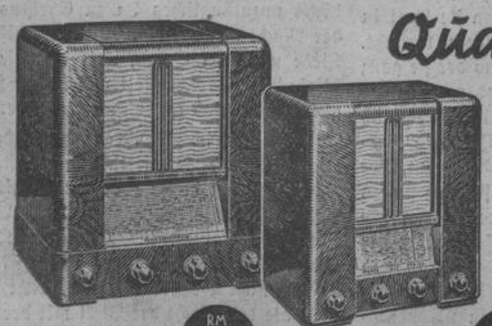
Im Verbrecheralbum wird bald ein Bild fehlen, das sich die Polizeibeamten stets mit besonderer Sorgfalt angesehen hatten: das Porträt des Falschspielers. Wenn nicht alles trügt, so ist das Gewerbe der Falschspieler zum Aussterben verurteilt. Eine neu erfundene Kartenmischmaschine nimmt den „armen Falschspielern" jede Chance für eine erfolgreiche Berufsausübung.

Aus Altenburg in Thüringen, der Stadt der Skatspieler, kommt diese Nachricht, die vielleicht die ganze Technik der Kartenspielerei über den Haufen wirft. Einem Werkmeister namens Gruner soll es gelungen sein, ein Patent für eine Mischvorrichtung für Spielkarten zu erhalten. Diese Maschine stellt eine höchst einfache Vorrichtung dar: die Karten legt man „oben" ungemischt hinein, und unten kommen sie gemischt heraus. Niemand kann sich in Zukunft mehr über das „Mogeln" seiner Mitmenschen beklagen. Falschspieler, die gerade während des Mischens Zeit und Gelegenheit fanden, „ihre Karte" in das Spiel einzuschmuggeln, sehen sich, wenn die Mischmaschine in Gebrauch kommt, aller Möglichkeiten beraubt. Nur bei dem Vorgang der eigentlichen Kartenverteilung könnnten sie noch ihre verbrecherischen Tricks an den Mann bringen.

Die Skatspieler von Altenburg werden sich gewiß über die Technisierung ihres Spiels freuen. Die Berichte sagen aber nichts über den Anschaffungspreis der neuen Maschine. Es könnte ja sein, daß die Technisierung des Skatspieles an der Kostenfrage scheitert. Wahrscheinlich setzen die Falschspieler auf diese Möglichkeit ihre letzten Hoffnungen.

Qualität-Präzision, die Kennzeichen des

MENDE

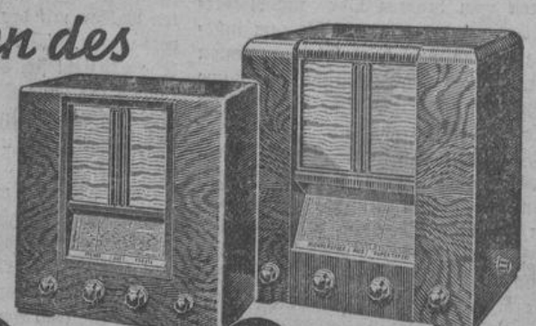


MENDE SUPER TYP 248 Vierkreis-3-Röhr.-Super Nur für Wechselstrom! RM 248 in Röhren

MENDE TYP 156 - Einkreis-2-Röhren-Fernempfänger Für Gleichstrom RM 165.- RM 156 in Röhren

Unter diesen 4 Typen von RM 156.- bis RM 289.- werden auch Sie den Richtigen finden. Jeder MENDE besitzt die moderne »abc«-Skala, den überaus schönen Klang, die ständige Betriebssicherheit und ein edles formvollendetes Gehäuse.

Wer Mende wählt, kauft Qualität!



RM 210 in Röhren MENDE TYP 210 - Zweikreis-2-Röhren-Reflex-Fernempf. Für Gleichstrom RM 218.-

RM 289 in Röhren MENDE REFLEX SUPER TYP 289 Sechskreis-3-Röhr.-Refl.-Super m. Kurzwelle - Gleichstr. RM 298.-